

Hessische Landeszentrale
für politische Bildung



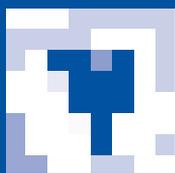
POLIS 48

Analysen - Meinungen - Debatten

Mechtild M. Jansen (Hrsg.)

frauen & literatur

Zum 200. Todestag der
Sophie von La Roche (1807)



POLIS soll ein Forum für Analysen, Meinungen und Debatten aus der Arbeit der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung (HLZ) sein. POLIS möchte zum demokratischen Diskurs in Hessen beitragen, d.h. Anregungen dazu geben, wie heute möglichst umfassend Demokratie bei uns verwirklicht werden kann. Der Name POLIS erinnert an die große geschichtliche Tradition dieses Problems, das sich unter veränderten gesellschaftlichen Bedingungen immer wieder neu stellt.

Politische Bildung hat den Auftrag, mit ihren bescheidenen Mitteln dazu einen Beitrag zu leisten, indem sie das demokratische Bewusstsein der Bürgerinnen und Bürger gegen drohende Gefahren stärkt und für neue Herausforderungen sensibilisiert. POLIS soll kein behäbiges Publikationsorgan für ausgereifte akademische Arbeiten sein, sondern ohne große Zeitverzögerung Materialien für aktuelle Diskussionen oder Hilfestellungen bei konkreten gesellschaftlichen Problemen bieten.

Das schließt auch mit ein, dass Autorinnen und Autoren zu Wort kommen, die nicht unbedingt die Meinung der HLZ widerspiegeln.

Sophie von La Roche (1730-1807)



Bildnis der Sophie von La Roche, um 1776, Öl / Lwd. 51,7 x 44,0 cm,
Georg Oswald May aus Offenbach zugeschrieben

Mit freundlicher Genehmigung des Gleimhauses - Literaturmuseum
und Forschungsstätte, Halberstadt

Inhalt

Mechtild M. Jansen: Vorwort	3
Ulrike Prokop: Sophie von La Roche – Leben und Werk Was machte Sophie Gutermann – später Sophie von La Roche – zu einer berühmten Autorin?	5
Pia Schmid: Das Frauenzimmer und das Buch – Weibliche Lesekulturen um 1800	18
Nikolaus Gatter: „... ihr Losungswort ist Oeffentlichkeit in allen Dingen“ Ludmilla Assing, erste Biografin der Sophie von La Roche	33
Drei Briefe an Elise zu Solms-Laubach	59
Zwei Briefe von Sophie von La Roche:	
– Zur Besetzung von Offenbach (1800)	60
– Zum Tode der Karoline von Günderode (1806)	67
Ein Brief von der Tochter Luise von Möhn, geb. von La Roche zum Tode der Mutter (1807)	74
Bedeutende Stationen im Leben der Sophie von La Roche (1730–1807)	76
Chronologie der bisherigen Veranstaltungsprojekte	79
Die Autorinnen und Autoren	80

Vorwort

Vor zweihundert Jahren, am 18. Februar 1807, starb 76-jährig Sophie von La Roche in Offenbach am Main. Als erste deutsche Romanschriftstellerin („Geschichte des Fräuleins von Sternheim“, 1771) und Herausgeberin der ersten Frauenzeitschrift steht die Großmutter Bettina von Arnims und Clemens Brentanos am Anfang weiblicher Bildungsgeschichte. Ihre Reiseberichte wurden zum Tagesgespräch in den Salons, ihr Werk zum Ansporn für eine ganze Generation schreibender Frauen in der Ära der Romantik und des Vormärz.

Das war Grund genug, das Gedenkjahr dieser bedeutenden Offenbacherin zum Anlass für Ausstellungen mit begleitender Veranstaltungsreihe zu nehmen, die Einblicke gaben in die vielfältigen Facetten der Beziehungen von Frauen und Literatur der damaligen Zeit, die aber auch für die heutige Zeit von Bedeutung sind.

Grundlage dieser Publikation sind die viel beachteten Vorträge der Veranstaltungsreihe.

Der erste Beitrag beschäftigt sich mit dem Leben und dem Schaffen der Sophie von La Roche (1730–1807). La Roche war eine „Lebenskünstlerin“. Sie behauptete sich erfolgreich in sehr verschiedenen sozialen Welten: als Gesellschafterin des Grafen Stadion am kurfürstlichen Mainzer Hof sowie als Schriftstellerin und Begründerin der Frauenzeitschrift Pomona.

Noch im Alter bereiste sie selbstständig die Schweiz, Frankreich, Holland und England und berichtete in ausführlichen Reisebeschreibungen ihre Erlebnisse und Beobachtungen einem breiten Lesepublikum. Zu einer Zeit, da schreibende Frauen meist ein männliches Pseudonym wählten, um überhaupt eine Leserschaft zu erreichen, muss es als ein besonderes Kunststück der La Roche angesehen werden, dass sie offen als Autorin auftrat und dennoch nicht ins soziale Abseits geriet. Sie blieb zwar in den Grenzen der Konvention, schmuggelte aber unauffällig „Verbotenes“ ein: Bilder weiblicher Selbstständigkeit und Kritik am „starken Geschlecht“. Die Geschichte des Fräuleins von Sternheim (1771) ist der erste Erfolgsroman einer deutschen Autorin und machte die La Roche zu Recht berühmt.

Die weibliche Lesekultur, die um 1800 Gegenstand heftiger Debatten war, bildet den Inhalt des zweiten Beitrages. Gelesen, zumal belletristische Literatur, wird bis heute mehr von Frauen als von Männern. Das hat eine lange Tradition. Als Sophie von La Roche ihre Romane und Zeitschriftenbeiträge schrieb, wurde sogar eine regelrechte Lesesucht bzw. Lesewut beim weiblichen Publikum ausgemacht und heftig kritisiert. Was sollten (bürgerliche) Frauen lesen und was lasen sie? Was gaben ihnen Bücher und wozu nutzten sie ihre Lektüre?

In einem weiteren Schritt wird Ludmilla Assing (1821–1880), die erste Biographin von Sophie von La Roche, vorgestellt. Ihre Bücher lösten Stürme der Entrüstung aus: „An vielen Stellen muss man sich fragen: Konnte das ein Deutsches Mädchen schreiben?“ hieß es in der ultrakonservativen „Kreuzzeitung“; und als sie politisch missliebige Briefe Alexander von Humboldts drucken ließ, wurde sie in den Berliner Salons zur persona non grata. In Preußen war die Nichte Karl August Varnhagen von Enses und Herausgeberin seiner Tagebücher wegen Majestätsbeleidigung steckbrieflich gesucht. In Florenz schloss sie sich dem Risorgimento an und war langjährige Italien-Korrespondentin der Frankfurter Zeitung.

Zwei Briefe von Sophie von La Roche und einer von ihrer Tochter Luise runden die Publikation ab. So können die Leserinnen und Leser einen authentischen Eindruck ihrer Art und Weise zu schreiben und somit auch über die Person der Sophie von La Roche gewinnen.

Die Vorträge bildeten das Begleitprogramm zu den Ausstellungen „Lebensbilder, die Zukunft zu bevölkern“ – von Rahel Levins Salon zur „Sammlung Varnhagen“ (eine Ausstellung der Varnhagen Gesellschaft e.V. Köln) und „Like a Dog Walking on its Hind Legs“ – Imaginär-historische Photoporträts bedeutender Literatinnen der Vergangenheit (12. bis 19. Jahrhundert) der Offenbacher Künstlerin Karin Nedela. Zum Gedenkjahr fertigte sie ein ima-

ginäres Photoporträt von Sophie von La Roche an, welches in der Ausstellung zu sehen war und von der Stadt Offenbach angekauft wurde.

Das Veranstaltungsprojekt wurde konzipiert und durchgeführt von Dr. Gabriele Botte, Leiterin der Volkshochschule Offenbach, Karin Dörr, Leiterin des Frauenbüros der Stadt Offenbach, Mechtild M. Jansen, Referatsleiterin in der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung und Grete Steiner, Initiative FrauenEnergie.

Wir hoffen mit der Veröffentlichung der Vorträge einerseits ein weiteres Interesse sowohl an Sophie von La Roche als auch an den Schriftstellerinnen und Leserinnen ihrer Zeit wecken und vertiefen zu können, andererseits soll damit zugleich ein Beitrag zur „Frauengeschichte“ geleistet werden.

Mechtild M. Jansen
Hessische Landeszentrale
für politische Bildung

Ulrike Prokop

Sophie von La Roche – Leben und Werk

Was machte Sophie Gutermann – später Sophie von La Roche – zu einer berühmten Autorin?

Wie die bedeutendsten Schriftsteller ihrer Zeit, an erster Stelle Goethe, schrieb sie eine neue Literatur, deren Kern in der Bearbeitung autobiografischer Erfahrung bestand. Zwei Jahre vor dem Erscheinen des Jahrhundert-Romans *Die Leiden des jungen Werthers* erschien das erste Buch der La Roche – Geschichte des Fräuleins von Sternheim – im Jahr 1771. Die Grundlage ihres Erzählens waren autobiografische Erfahrungen, die sie in die Form des Briefromans fasste, wie er von England durch die Romane Richardsons nach Deutschland gekommen war. Was die literarische Qualität ausmachte, war jene besondere Lebendigkeit, die sie der Introspektion verdankte – so wie auch Goethes größter literarischer Erfolg seine Bearbeitung der bürgerlich alltäglichen Lebenswirklichkeit und seiner eigenen Leiden war.

Mit anderen Worten: Diese Autorin, die der Welt mit vierzig Jahren das erste Geschöpf aus ihrer Feder präsentierte, befand sich sofort im Mainstream der Erneuerung der deutschen Literatur.

Dazu musste sie nicht nur begabt sein, fähig und phantasievoll – das setzte dazu auch Wissen, Bildung voraus. Kein bemerkenswerter Roman kann ohne Kenntnis der

Tradition des Erzählens und des Schreibens entstehen. Aber mehr noch – um Autorin zu werden, bedurfte es auch eines persönlichen Mutes und eines Selbstbewusstseins, welches für Frauen dieser Zeit höchst ungewöhnlich war. Es war wie gesagt eine Frage des persönlichen Mutes, aber auch der günstigen Umstände, die diesem begabten Mädchen das nötige Wissen und jenen Respekt der Mitwelt verschafften, die es ihr ermöglichten, das Wort zu ergreifen.

Ich möchte im folgenden deutlich machen, wie Sophie von La Roche Lebenserfahrung in literarische Gestalt umformte und wie eine Verbindung zwischen ihrem Leben und ihrem Schreiben zu denken ist.

Sophie Gutermann wurde am 6.12.1730 geboren. Sie wuchs in eine Zeit der geistigen Erneuerung hinein. Sie war eine Tochter aus dem gebildeten Bürgertum. Ihr Vater, der Arzt Georg Friedrich Gutermann, war in Augsburg Dekan des medizinischen Kollegiums.

Das Selbstbewusstsein des aufstrebenden Bürgertums äußerte sich vor allem als Stolz auf berufliches Können und auf Bildung.

Der gebildete Bürger besetzte nach und nach die Schaltstellen der Gesellschaft – in der Verwaltung von Städten und Fürstentümern; durch akademische Bildung überwand die Söhne des Bürgertums die alten Schranken ihrer Herkunft, weil sie nun ein Amt ausüben, als Juristen eine Kanzlei betreiben oder als Mediziner praktizieren konnten. Handel und Manufakturen nahmen an Bedeutung zu – der Adel reservierte sich die Landwirtschaft, das Militär und repräsentative Spitzenpositionen in der Verwaltung.

Als Gegenbewegung verschärfte sich um 1730 die Abgrenzung der adligen Gesellschaft gegen alle unteren Stände, umso mehr, als die Legitimation feudaler Macht zunehmend brüchig wurde.

Bürgerliche Töchter waren vom Zugang zu den zukunftssträchtigen Berufen von vornherein ausgeschlossen, denn sie durften nicht studieren. Die Universitäten waren den Männern vorbehalten. Zwar befinden wir uns in der Epoche der Aufklärung, aber für Mädchen galt der berühmte Satz Diderots: Sie ist Mutter, bevor sie etwas anderes sein kann – mit anderen Worten, der weibliche Lebensweg war vorgezeichnet und auch die dafür passende Erziehung sah keine Ausbildung des Geistes, sondern allenfalls eine des Herzens vor. Keine ernsthaften Studien, sondern ein wenig Sprachen, Literatur, Musik und vor allem Haushaltsführung – das musste auch in den Familien des wohlhabenden Bürgertums genügen.

Begabte Mädchen mussten zusehen, wie ihre Brüder davonzogen und – der heimischen Aufsicht entronnen – sich im Studentenleben ausprobierten, sich Freundschaften und Wissen aneigneten, um schließlich als Vollendung der Karriere die passende Braut zu wählen. Die Karriere der Frauen kannte nur einen entscheidenden Schritt – und das war die Heirat. Davon, ob sie vom Richtigen erwählt wurden, hing alles ab – die gesellschaftliche Stellung, das Einkommen und das Lebensglück.

Sophie Gutermann war ein begabtes Kind. Ihr Glück war, dass sie die Erstgeborene war. Nach ihr wurden dem Vater in zwei Ehen noch 10 Mädchen und ein Junge geboren. Als Sophie 16 war, starb die Mutter. Sophie versorgte die kleineren Schwestern, während sich der Vater ein Jahr auf Reisen begab.

Die Erinnerung an ihre Kindheit formulierte Sophie im Rückblick als 75jährige, in ihren letzten Lebensjahren. Sie erinnert sich an ihre frühe Liebe zu Büchern und verbindet diese Neigung mit der Erinnerung an den Vater. Sie war eine Vaterstochter. Väter repräsentierten den Zugang zur Welt, zu Macht und Wissen. So schreibt Sophie in ihrem Buch *Melusinens Sommerabende* (1806) vom Vater, dass er ihr das Lesen nahebrachte, dass er sie in seine Bibliothek zuließ und dass er die kluge kleine Tochter gern vorzeigte: „Mein Vater hatte Dienstags eine Gesellschaft von Gelehrten, wo manchmal Bücher aus seiner Sammlung

geholt werden mussten. Bei dieser Gelegenheit machte er mich mit 12 Jahren im Scherz zu seinem Bibliothekar, weil mein gutes Gedächtnis mich alle Titel und alle Stellen behalten ließ, welches ich dann auch zum Auswählen der Bücher für mich benutzte“ (VIII, Melusine). An diese Erinnerung schließen sich noch andere Bilder vom fördernden und unterstützenden Vater an. Sophie war eine Art Wunderkind, sie erinnert sich, dass sie schon mit drei Jahren lesen konnte. Sie erhielt die übliche Bildung, wie sie für Mädchen aus dem gebildeten Bürgertum üblich war: Haushaltsführung, Französisch, Singen, Tanzen, Sticken, darüber hinaus einige Einblicke in Geschichte und Astronomie durch Privatunterricht – aber an einen gelehrten Beruf war für Mädchen nicht zu denken. Lateinkenntnisse waren dazu die erste Voraussetzung. Der Vater verweigerte die Einwilligung, als der bekannte Pädagoge Jakob Brucker ihr hierin Unterricht erteilen wollte. Als sie bereits berühmt war, nachdem sie ihren ersten Roman veröffentlicht hatte, schrieb Sophie an Johann Caspar Hirzel: „Mit 13 Jahren wollte der große Brucker meine Erziehung und Bildung meines Geistes besorgen. Ich bat meinen Vater auf Knien um die Einwilligung, aber er wollte nicht und meine empfindungsvolle Mutter bereicherte nur mein Herz“ (Briefe, 1771, S. 155).

Ein weiterer Abschnitt der Lebenserinnerung in *Melusines Sommerabende* macht uns aber

mit einer ganz anderen Seite des Vaters bekannt – mit dem Vater als einfühlungslosem Tyrannen.

Mit siebzehn Jahren wurde die anmutige Sophie dem Kollegen ihres Vaters, dem gebildeten Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg, Ludovico Bianconi, zur Ehe versprochen. Bianconi unterrichtete seine Braut in Mathematik, im Italienischen, in der Geschichte der Kunst. Er veranlasste die weitere Förderung ihrer musikalischen Begabung. Schließlich tritt sich der Vater Gutermann mit dem Bräutigam über die Frage der Taufe der Kinder. Nach seinem Willen sollten die Mädchen, die Sophie bekommen würde, lutherisch getauft werden wie Sophie es war, nur die Jungen sollten katholisch werden. Über den Ehevertrag entzweiten sich die Männer, und Sophie schildert in *Melusines Sommerabende* die Folgen: „Bianconi wollte mich heimlich heiraten, mitnehmen und der Welt mehr als dreißig Briefe meines Vaters vorlegen, worin ich ihm versprochen war. Ich versagte es, weil ich meinen Vater nicht betrüben, nicht ohne seinen Segen aus dem Hause wollte... Ich musste meinem Vater alle seine Briefe, Verse mit allen meinen ausgearbeiteten geometrischen und mathematischen Übungen in sein Cabinet bringen, musste alles zerreißen und in einem kleinen Windofen verbrennen. Bianconis Porträt musste ich mit der Schere in tausend Stücke zerschneiden, einen Ring mit der Umschrift *ohne dich nichts* mit zwei in den

Ring gesteckten entgegen gesteckten Eisen entzweibrechen und die Brillanten auf den roten Steinen umherfallen sehen. Die Ausdrücke meines Vaters dabei will ich nicht wiederholen“ (Melusine XIV).

In dieser Erinnerungsszene zeichnet Sophie den Konflikt: sie liebt und wird wiedergeliebt. Aber bei der Heirat spielen die Gefühle die geringste Rolle. Heiraten in vermögenden Familien sind vor allem Verträge zwischen Männern. Der Vater der Braut und der Bewerber müssen sich einigen. Heiraten sind keine Liebesdinge, die Liebe kann dazukommen, aber vor allem dient die Heirat der Lebenssicherung. Der Bräutigam übernimmt die Braut aus den Händen des Vaters und setzt dessen Werk fort. Er beschützt und er bestimmt. Und beidem widersetzte sich Sophie auf ihre ganz besondere Weise. Sie war viel zu klug, sich entführen zu lassen und sich auf Gedeih und Verderb einem Mann auszuliefern, der sie hätte entehren und verachten können, wenn sie sich gegen das Gesetz des Vaters aufgelehnt hätte. Zu jener Zeit hatten Entführungen nicht den Charakter der romantischen Revolte, sondern sie galten als triebhafte Unbeherrschtheit. Die Schuld schrieb man immer der Frau zu und diese war völlig schutzlos. Wer konnte ihr für die Gefühle des Mannes garantieren? Selbst wenn er sie vom Fleck weg heiratete, bedeutete ein solcher Ausbruch aus der Ordnung eine Beschädigung des Ideals immerwährender Tugend,

einen Makel, den der Ehemann immer spüren und den sie immer wissen würde.

Erinnerungen, wie sie uns in dem Werk *Melusins Sommerabende* entgegentreten, werden heute von der Forschung nicht mehr als unmittelbare äußere Wahrheit aufgefasst. Was die junge Sophie damals empfunden hat, was genau geschah, wie sie den Konflikt erlebte – das tritt uns ja im Text der über 70-Jährigen entgegen. Es ist also vielfach verarbeitete und bedachte biografische Erinnerung. Die Szenen verweisen auf Ereignisse und deren Verarbeitung.

Dazu kommt, dass es sich bei *Melusins Sommerabende* ja nicht um ein intimes Geständnis, sondern um einen publizierten Text handelt. Sophie will hier Vorbildliches zeigen.

Als vorbildlich gilt, wie sie den Konflikt bewältigt. Sie verzichtet, bleibt tugendhaft.

Aber da ist noch etwas:

Sophie macht uns mit ihrer Empörung und den Konsequenzen bekannt. Sie nimmt Rache, indem sie ihrem Vater, aber auch ihren zukünftigen Geliebten und dem Ehemann, vorenthält, womit Bianconi sie beschenkte, so als seien diese Kompetenzen nicht ihre eigene Leistung, sondern – da sie von einem anderen stammen – auch dessen Besitz. Niemand wird sie singen oder Italienisch sprechen hören oder sie in der Mathematik glänzen sehen.

Der Herausgeber von *Melusins Sommerabende*, der berühmte Wieland aus Weimar, fügte eine

Fußnote in den Text. Sie lautet: „Daß sie (den Schwur) streng und buchstäblich gehalten, kann auch der Herausgeber aus eigener Erfahrung bezeugen“.¹ Wieland musste es genau wissen, denn er folgte Bianconi als der nächste Verlobte der schönen Sophie. Man hatte das verzweifelte und trotziges Mädchen zu den Verwandten des Vaters nach Biberach geschickt, wo sich der 17jährige Vetter Christoph Martin auf der Stelle verliebte, wie er selbst mehrfach bezeugt hat. Auch Sophie war in ihn verliebt, weil er ihren intellektuellen Bedürfnissen entgegenkam, nicht nur Liebster, sondern auch anregender Förderer und Lehrer sein konnte. Christoph Martin Wieland ging kurz darauf zum Studium nach Tübingen; in seinen Briefen führte er Sophie in die zeitgenössische deutsche Literatur ein, während sie als Haustochter auf seine Rückkehr wartete.

Hat die junge Sophie Gutermann so gefühlt, wie es die 75-Jährige beschrieben hat?

Hat sie in dieser Weise zugleich Verzicht und Opposition betrieben?

Real war es klar, dass die Heirat der entscheidende Lebensschritt – wenn man so will der entscheidende Karriereschritt war. Sophie waren durch ihren Vater und den eigensinnigen Bräutigam Bianconi Schaden und Schmerz zugefügt worden. Obgleich Protestantin, schrieb die 19-Jährige an den Bischof von Augsburg und bat um die Aufnahme in ein Kloster. Stattdessen schickte sie der Vater

nach Biberach. Hier sollte sie der Pastor Thomas Adam Wieland auf ihre Pflichten hinweisen. Stattdessen nun die Verliebtheit von Sohn Christoph Martin und ein heimliches Verlöbnis, von dem beide Eltern nichts wissen durften.

Die Verliebtheit des angehenden Gelehrten und bedeutenden Autors Wieland ging in der Studienzeit den natürlichen Weg. Seine Briefe wurden immer seltener und neue Eindrücke und Freundschaften, zunehmendes Wissen entfremdeten ihn der Liebe. Hinzu kam, dass beide Familien der Verbindung nicht freundlich gesonnen waren. Der Vater Gutermann wollte sich erneut verheiraten und legte den älteren Töchtern eine baldige Ehe nahe. Sophie befand sich in einer prekären Lage. Ihr Vater hatte sein Vermögen ausschließlich dem Stiefsohn zgedacht und benutzte ihre Ablehnung eines Heiratsvorschlags als Vorwand. Sie war plötzlich ein Mädchen ohne Mitgift und „schon“ zwanzig. Aber noch schlimmer als die äußere Situation war das Gefühl, mit Gleichgültigkeit behandelt zu werden. Es war die Kränkung, zu Hause überflüssig, vom Vater nur mit Undank belohnt, von der Stiefmutter abgelehnt und von dem Freund und Bräutigam Hans Martin Wieland hingehalten zu werden. Aber auch wenn Wieland gewollt hätte, erst galt es für ihn, sein Studium abzuschließen und in ein Amt zu kommen. Erst dann konnte an Heirat gedacht werden – ob überhaupt und wann, all das war völlig unklar.

In dieser Situation zeigte Sophie Gutermann einen charakteristischen Zug ihres Wesens. Nie hat sie als Abhängige an Mitleid appellieren wollen und sie befreite sich mit einem Schlag. Sie vermählte sich am 27.12.1753 mit dem kurmainzischen Rat Georg Michael Frank, genannt La Roche. Wieland war außer sich, ließ sich aber schließlich von Sophie zu einer lebenslangen Freundschaft gewinnen. La Roche – das war keine Leidenschaftsgeschichte – aber er schloss sich nahtlos an die Lieben Sophies an, insofern er ihr den weiteren Zugang zur literarischen und allseitigen Bildung ermöglichte – eine große Chance. Die Ehe führte Sophie in höfische Kreise. La Roche war der Vertraute und Sekretär des Grafen Stadion und dieser wiederum war der erste Minister am Hof des Kurfürsten Emmerich von Mainz. Schon als Vierjähriger war Georg Michael Frank, das 13. Kind eines vermögenslosen Chirurgen, vom Grafen Stadion an Kindes statt angenommen worden. Der Graf ließ ihn erziehen und zum Verwaltungsbeamten und Staatsmann ausbilden. Stadion war Vertreter einer reformerischen Aufklärung und La Roche folgte ihm begeistert und in Dankbarkeit. Der Graf war entschieden antikirchlich eingestellt; vor allem sah er in der Macht der Orden eine Beschränkung der landesherrlichen Rechte. Er war mit Voltaire bekannt und kritisierte den Katholizismus als Aberglauben und den Klerus als gefährlich. Männer mit solchen Ideen hingen besonders vom Wohlwollen des Landesfürsten ab, eine riskante Position.

Wie ihr Mann gehörte Sophie nun zum Haushalt des Grafen Stadion und ihre Aufgabe war völlig anders als die einer bürgerlichen Hausfrau. Bevor La Roche an seine täglichen Geschäfte ging, legte er ihr Bücher und Zeitschriften heraus und versah sie mit Zeichen; von Sophie erwartete man, dass sie das Gelesene bei Tisch oder auf Spaziergängen mit dem Grafen geistreich einfließen ließ, dass sie Sachverhalte referierte, Stichworte lieferte. Sie lernte Englisch, denn La Roche war Spezialist für Englandbeziehungen. So kam Sophie mit der neuesten englischen Literatur in Berührung, was für ihr Schreiben von entscheidender Bedeutung wurde. Die Jahre 1753 bis 1768 verbrachte sie bei Hofe in Mainz und im Stadionschen Schösschen in Warthausen. Im benachbarten Biberach war Wieland Stadtschreiber und bald gern gesehener Gast. Sophie hatte jedenfalls ihre Heiratsaufgabe hervorragend gelöst. Sie hatte sozusagen Karriere gemacht und sich einen Freiraum für ihren Wunsch nach der Teilhabe an dem Wichtigen in der Welt geschaffen, von heute aus gesehen begrenzt – als Ehefrau – wie es der Zeit entsprach, und doch eine gewaltige Chance, vergleicht man das Leben Sophies mit den Chancen zu lernen und kreativ zu sein im bürgerlichen Ehealltag.

Sophie hatte acht Kinder. Fünf überlebten die frühe Kindheit. Ihre Älteste war Maximiliane, die spätere Mutter von Bettine und Clemens Brentano. Mutterschaft hieß damals – zumal im Umkreis

des höfischen Lebens – nicht Mutterpflichten im bürgerlichen Sinn. Es war Sophie untersagt, ihre Kinder selbst zu stillen. Sie wurden vom Gesinde erzogen, nicht von der Mutter. Nur den Jüngsten, ihr Lieblingskind Franz, hat sie selbst stillen dürfen. Aber auch er wurde, wie es üblich war, weitgehend nicht zu Hause erzogen.

Der äußere Lebensweg Sophies war durch die Laufbahn ihres Mannes bestimmt. Den ersten Einbruch in die einmal erlangte gesellschaftliche Position erlebte sie nach dem Tod des Grafen Stadion 1768. Mit einem Schlag sahen sich die La Roches in Warthausen verabschiedet und mit schmalen Bezügen ins ländliche Bönningheim versetzt. Zunächst konnte niemand ahnen, dass der eigentliche Aufstieg La Roches in den Jahren 1771 bis 1780 noch folgen sollte. Er wurde Minister und Kanzler beim Kurfürsten Clemens Wenzeslaus von Trier.

Aber zunächst in der Verbannung in Bönningheim 1770 zeichnete sich nichts dergleichen ab. In jener Zeit der Unsicherheit schrieb Sophie von La Roche das Buch, das sie zu recht berühmt machte.

Zu dieser Zeit war sie vierzig Jahre und Mutter von Maximiliane, Fritz und Luise und von den jüngeren Söhnen Carl (1766) und Franz (1768). Die Mädchen waren 1770 zur standesgemäßen Erziehung in ein Kloster nach Straßburg gegeben worden. Der älteste Sohn Fritz begleitete Wieland nach Erfurt. Die Kleinen wurden von der Kinderfrau versorgt. Sophie fand sich ohne die Tagesregelung und

die Pflichten der Vergangenheit. Ihr Mann war zudem als Vollstrecker des Stadionschen Testaments monatelang abwesend.

In dieser Situation verfasste sie ihren Roman.

Ich habe einleitend darauf verwiesen, dass das Moderne im Schreiben der La Roche die lebendige literarische Darstellung von Lebensgeschichte war, und so ist auch die *Sternheim* aufzufassen, allerdings nicht in dem Sinn der unmittelbaren autobiografischen Mitteilung. Sophie von La Roche hat zwei Seiten ihres Schreibens jener Jahre hervorgehoben: ihre Absicht, Vorbildliches zur Mädchenerziehung mitzuteilen und eine Reverie, eine Träumerei zu verfassen. Wovon sie in dieser Träumerei Mitteilung macht? Im Tagtraum werden die Schmerzen gelindert und die Wirklichkeit wird umgestaltet.

Was erzählt der Roman? Die Heldin mit dem Namen Sophie wird als natürliches Menschenkind im Sinn Rousseaus vorgestellt. Nach dem Tod der Eltern wird sie von ihren Verwandten bei Hof dem Fürsten vorgeführt – in der Absicht, sie diesem als Mätresse zuzuspielen. Damit wollte ihr Onkel seine Aussichten bei Hofe befördern. Das Thema entspricht der bürgerlichen Empörungsmoral der Zeit. Der Landadel, dem die Sternheim entspringt, vertritt im Roman zugleich das wohlhabende und gebildete Bürgertum, das sich in Deutschland gern als der bessere Adel verstand. Höfische Unmoral steht gegen bürgerliche Tugend, personifiziert

in der standhaften Jungfrau. Die weitere Handlungsführung geht jedoch eigene Wege. Sehr schön beschrieben, aber eher konventionell, ist der Bösewicht Derby, ein englischer Lord, der die Sophie von Sternheim durch Intrigen zu einer vorgetäuschten heimlichen Hochzeit und schließlich Flucht veranlasst. Die Romanheldin lässt sich – anders als Sophie seinerzeit – entführen und sie muss dafür büßen, denn der Entführer lässt sie fallen. Die Ehe war Betrug und das Mädchen ist entehrt. Das kannte man schon aus dem englischen Briefroman. Die Clarissa des damaligen Erfolgsautoren Richardson war ein sensationeller Erfolg.

Nun das Unkonventionelle: Die Sternheim nimmt sich nicht das Leben und sie stirbt auch nicht; vielmehr besinnt sie sich auf die eigene Kraft und beginnt mit Erziehungsarbeit in ihrer Umgebung, die von der Autorin ausführlich dargestellt wird. Das allein hätte aber auch das Lesepublikum um 1770 nicht in Begeisterung versetzt. Es entspinnt sich vielmehr ein buntes Geflecht von Flucht, Verfolgung und Bedrohung durch den lasterhaften Derby. Dagegen stellt die Autorin zwei positive Männerfiguren, die beide als angemessene Heiratskandidaten vorgestellt werden: den älteren melancholischen Lord Rich und den jungen Lord Seymour. Mit Seymour hat es eine besondere Bewandnis: er ist der eigentlich Richtige – aber er versagt im entscheidenden Moment. Statt der bedrohten Sophie

beizustehen, will er sich vergewissern, ob sie dem Werben des Fürsten wohl widerstehen wird. Zum Schluss befreit sich die Heldin selbst, und da erst tauchen auch ihre männlichen Retter auf. Sophie reicht Seymour ihre Hand, weil er ihrer am meisten bedarf, und sie schenkt ihr erstes Kind dem Lord Rich an Sohnes statt.

Einiges was uns befremdet, hängt mit der Zeitdifferenz zusammen. Einer befreundeten Familie ein Kind zur Adoption oder zur Erziehung zu geben, war aber im 18. Jahrhundert nichts Besonderes und Heiraten wurden, wie schon gesagt, auf Grund von vernünftigen Erwägungen und nicht im Überschwang eingegangen.

Aber auch verglichen mit der Literatur der Zeitgenossen weist die Handlungsführung Besonderheiten auf. Das gilt vor allem für die männliche Hauptrolle. Die Entwicklung von Lord Seymour entspricht nicht dem Aufbau eines männlichen Helden, sondern eher geht es umgekehrt: aus der schwachen Heldin wird die eigentlich Tatkräftige, während der männliche Retter schließlich selbst ihrer Hilfe bedarf.

Für die literarische Kreativität der La Roche war entscheidend, dass sie diese moderne Struktur ihrer Beschreibung von Frau und Mann insofern im Hintergrund beließ, als sie stets pädagogische Bemerkungen einstreute, die das Gegenteil behaupteten: vortrefflich werde die Frau durch Bescheidenheit, hausfrauliche Pflichterfüllung und strikte Tugend – ganz gleich wie sich der Mann verhalte.

So enthält die *Sternheim* durch innere Widersprüche eine starke Spannung, die nicht aufgelöst wird. Eine solche Figurenführung war in der zeitgenössischen Literatur unbekannt. Neu war auch die lebendige Darstellung von tatkräftigem Mitgefühl und praktischer Hilfe, so wie die positive Wertung einer „entehrten Frau“.

Beziehen wir den Roman auf die Lebenserfahrungen der La Roche, so finden wir wichtige Stationen ihrer Lebenswelt und ihrer Beziehungsgeschichte wieder. Da sind die ewig zögernden Männer wie Wieland, gefährliche Beziehungen wie die zu Bianconi und verantwortungsvoll kameradschaftliche wie zu La Roche. Was Sophie in der Beschreibung ganz ausließ, weil es nicht zum idealisierten Bild der weiblichen Heldin passte, war die Tatsache, dass auch das anmutigste Mädchen irgendwann von den Brüdern, Liebhabern und Freunden vergessen wurde, weil diese anderes und Aufregenderes unternahmen. Und dass das allerschlimmste war, arm und damit abhängig zu sein und nichts dagegen unternehmen zu können als zu heiraten.

Interessant ist der Vergleich mit den *Leiden des jungen Werthers* (1774): Hier wird das Scheitern eines männlichen Identitätswurfs unverhüllt ausgesprochen und es wird für den Unglücklichen das Mitgefühl des Lesers und des Autors mobilisiert. Auch die La Roche schöpfte aus ihrer Lebenserfahrung, auch sie kritisierte das Fassadenhafte des neuen Ge-

schlechterentwurfs. Wie Goethe einen unheldischen Helden zeichnete, so entwarf sie eine tatkräftige Unschuld und schwache Männer. Anders als Goethe vermied sie aber die Eindeutigkeit der Absage. Sie fühlte sich zu sehr verpflichtet, an der Tradition festzuhalten. Während Goethe nach dem Selbstmord seines literarischen Helden ungerührt zur Lebenswirklichkeit zurückkehrte, blieb für die La Roche Literatur noch zu sehr pietistisches Erbauungsbuch, als dass sie ihre originale Leistung ganz hätte ausschöpfen können.

So steht die *Sternheim* sozusagen an der Grenze zur großen Literatur und es verwundert nicht, dass die wichtigen jungen Autoren, Goethe, Lenz, Herder, das Erscheinen dieses Romans als ein großes Ereignis feierten, das dem Lebensgefühl der jungen Generation Ausdruck verlieh. Goethe widmete ihr eine begeisterte Rezension, Herder äußerte sich überaus lobend und Lenz wollte sie gleich kennen lernen.

Das Erscheinen der *Sternheim*, zunächst anonym herausgegeben von Wieland, wurde ein Sensationserfolg mit drei Auflagen bereits im Erscheinungsjahr, und die neue Position von La Roche als Geheimer Rat des Kurfürsten von Trier brachte öffentliche Geltung. Sophie war berühmt; sie hatte eine gesellschaftliche Position und sie hatte Geld und Einfluss. Sie führte nun einen Salon, in dem das literarische Deutschland, Merck, Goethe, Wieland, die Jacobis und viele andere verkehrten.

Sophie publizierte auch in den folgenden Jahren, so *Rosaliens Briefe an ihre Freundin* 1780–81 und *Miss Lony und der schöne Bund* 1789, *Rosalie und Cleberg auf dem Lande* 1791.

Die neuen Tendenzen der Literatur waren aber entweder radikal wie der **Sturm und Drang** oder sie entwickelten sich in Richtung auf eine autonome Kunst, die niemanden beraten und die schon gar keine Pädagogik vorbringen wollte. Die *Sternheim* war eine Gratwanderung zwischen Rebellion und Resignation gewesen. Der Weg, den Sophie nun literarisch einschlug, entsprach zu sehr den Haltungen der Vergangenheit. Sie entschied sich für einen wenig aufregenden literarischen Gegenstand, eine eher zahme Pädagogik der Mädchenbildung, die sie in Geschichten fasste. Damit blieb sie in der entscheidenden Lebensphase als Schriftstellerin (zwischen vierzig und fünfzig) weit unter ihren Möglichkeiten; (andererseits liebte sie auch den gesellschaftlichen Erfolg – und den hatte sie).

Man darf aber nicht vergessen, dass der gesellschaftliche Druck erheblich war. So durfte sie sich öffentlich nicht als selbstbewusste Autorin und als reflektierte Schriftstellerin zeigen. Vielmehr war verlangt, der Roman solle eine unmittelbare Veröffentlichung ihrer Seele sein – mit anderen Worten, sie sollte ebenso sanft, fromm und unschuldig schön wie ihre Heldin sein. Noch mehr wurde von einer Frau erwartet, dass sie in der Ge-

sellschaft Stichworte lieferte und geistreich zu antworten verstand. Was sie aber auf keinen Fall durfte, war ein heftiges Interesse an einer Sache zu zeigen oder einem anerkannten Mann zu widersprechen. Das galt als Schreckbild der gelehrten Frau.

Über den Lebensstil im Kreis der Empfindsamen im Salon La Roche informiert unnachahmlich *Dichtung und Wahrheit*. Sophie entwickelte in diesem Rahmen einen eigenen Darstellungsstil, der es ihr erlaubte, die Rollen der Hausherrin und der schreibenden Frau zu vereinbaren. Die Eigenart der Selbstinszenierung war kein persönliches psychisches Problem der La Roche, sondern eine Überlebensaktik. Das wird im Vergleich zu der ganz anders garteten gleichaltrigen, ebenfalls ungewöhnlich intelligenten und gebildeten Katharina Elisabeth Goethe deutlich. Sophie spielte in Gesellschaft die empfindsame Seelenvolle, während Katharina das unverbildete Naturkind gab. Die beiden konnten sich nicht ausstehen und je älter sie wurden, desto starrer und auch altertümlicher wurden die Maskeraden, die ihnen zur Gewohnheit geworden waren.

Das Komische eines solchen Habitus verrät das Problematische solcher Überlebensstrategien. Die Fixierung auf die Erwartungen der Mitwelt erlegten der Entwicklung der beiden außergewöhnlichen Frauen Schranken auf. Sie blieben zwar im Spiel, konnten sich aber nicht frei entfalten. Katharina E. Goethe zog

sich auf das Briefeschreiben im Privaten zurück; Sophie von La Roche beschränkte sich zunehmend auf das literarische Erzählen als Mittel zur Erläuterung vorbildlichen Verhaltens.

1780 nahm ihr Leben erneut eine plötzliche Wendung. La Roche schuf sich mit seiner antikerikalen Politik mächtige Feinde. Er verlor alle Ämter, als der Kurfürst von Trier seinen Kurs änderte. Sein Freund und Ministerkollege Hohenfeld nahm die Familie La Roche in sein Haus in Speyer auf. Typisch ist die Tatkraft Sophies: In Speyer entwarf sie den Plan für die erste deutsche Frauenzeitschrift unter ihrer Leitung. 1783 erschien das erste von 24 Heften ihrer Zeitschrift *Pomona für Deutschlands Töchter*. Es war eine Wochenschrift, die die journalistischen Talente der La Roche deutlich zeigt, denn das Konzept enthielt Elemente, die bis heute für die Frauenzeitschriften charakteristisch sind: Betrachtungen über weibliche Erziehung, erfolgreiche Haushaltsführung und Reiseberichte, Mitteilungen und Betrachtungen über Literatur, Kunst und Musik, außerdem eine große Rubrik für Lesezuschriften, die ausführlich beantwortet wurden. Mit der *Pomona* gab sich zum erstenmal eine Frau als Herausgeberin einer Zeitschrift öffentlich zu erkennen. Das Ansehen Sophies trug zur Verbreitung bei. Sie war international bekannt. 500 Exemplare der *Pomona* orderte und bezahlte die Zarin Katharina von Russland.

Und noch etwas Ungewöhnliches geschah: Von Speyer aus begab

sich Sophie, nun über 50 Jahre, auf ihre großen Reisen in die Schweiz, die Niederlande, nach Frankreich und England und machte ihre Leserschaft über ihre umfangreichen Reiseberichte und Tagebücher mit ihren Erlebnissen bekannt. Sie wurde die erste Reiseschriftstellerin Deutschlands.

Als sie von ihrer Englandreise heimkehrte, war La Roche nach Offenbach übersiedelt. Hier hatte er mit Hilfe seines Schwiegersohns Brentano ein Haus in der Domstraße zu Offenbach erworben. Er war krank. Zwei Jahre pflegte Sophie ihren Mann nach einem Schlaganfall aufopferungsvoll und treu. Er starb Ende November 1788. Sophie blieb in Offenbach, in ihrer Grillen-Hütte, wie sie das Haus liebevoll nannte. Es war der Ort, an dem sie sich länger als sonst irgendwo in ihrem Leben aufhielt. Das Schreiben wurde zunehmend auch ein notwendiger Erwerb, denn Sophie fand sich im Alter schlecht gestellt – und das erst recht in den letzten Jahren, nachdem Napoleonische Truppen den Einnahmen der Witwe aus den linksrheinischen Trier und Boppard ein Ende bereiteten.

Nach zwei Jahren hat Sophie die *Pomona* eingestellt. Das ist schade, denn mit einer Frauenbibliothek und Frauenkalendern (mit literarischen Produktionen) wurde von männlichen Herausgebern, so auch von Wieland, viel Geld verdient. Warum Sophie aufgab, ist nicht ganz klar – jedoch passt es zu der allgemeinen Situation, einem der Selbstständigkeit von Frauen

feindlichen Umfeld. Es kam jedoch hinzu, dass Sophie sich isoliert fühlte. Mit Goethe, Schiller, selbst mit Wieland ließ sich kein Arbeitsbund mehr herstellen. In ihren letzten Lebensjahren hat sich Sophie weiter mit Literatur befasst und geschrieben, zugleich aber vier Mädchen, die Kinder der früh verstorbenen Tochter Maxe Brentano, in die Grillenhütte aufgenommen: Kunigunde, Bettine, Lulu und Meline liebten die Großmutter, das Häuschen, den wilden Garten und die Freiheit, die ihnen gewährt wurde. So erinnert sich Bettine an folgendes: Sie las ihr aus ihrem Tagebuch vor und die Großmutter meinte kopfschüttelnd: „Kind meiner Maxe, was hast du für wunderliche Gedanken.“ „Darüber kann ich mich trösten“, antwortet das Kind, „wenn meine Gedanken nicht mit der Klugheit übereinstimmen; diese Klugheit verträgt sich nicht mit meiner hüpfenden und springenden Natur.“ „Das weiß Gott“, sagte die Großmama, „aber Kind, wie sieht es aus in dir.“

Bettine schwieg. Dem Bruder Clemens schrieb sie die unausgesprochene Antwort: „Wie es aussieht in mir liebe Großmama? Nicht wie hier in Offenbach wo die Wiesen weit sich ziehen und die engen Schleichwege zwischen blühenden Hecken ums Dorf führen, nein dies Vaterlandsbild gleicht nicht meiner Seele. Es ist mir doch, ich komme anders wo her.“

Trotz des leisen Spotts, Bettine überlieferte in ihrem Erinnerungsbuch getreu das Wesen der

Sophie von La Roche im Alter und sie war ihr eng verbunden. Ihr Erbe war das schriftstellerische Talent und auch die Lebensklugheit Sophies, und so blieb Sophie doch in Verbindung mit den neuen Tendenzen der Romantik.

Joseph von Eichendorff hatte nicht recht, als er folgendes behauptete: „Seltsam während die La Roche die geistige Ahnfrau jener süßlichen Frauengeschichten geworden, ist sie wie zur Buße, zudem die leibliche Großmutter eines völlig anderen genialen Geschlechts und nimmt sich dabei wie eine Henne aus, die unverhofft Schwäne ausgebrütet hat und nun verwundert und ängstlich das ihr ganz fremde Element umkreist, auf welchem diese sich wiegen und zu Hause sind“ (Milch 234).

Wir sehen in ihrem Schreiben das ungewöhnliche frühe Streben nach Selbstständigkeit und das legitime Interesse, sich in der Gesellschaft zu behaupten. Bettine sieht sich zugleich als anders und auch eng verbunden.

So erinnert sich die Enkelin Bettine in ihrem Buch:

„Die Leute werfen ihr vor sie sei empfindsam. Das stört mich nicht, im Gegenteil findet es Anklang in mir und obschon ich manchmal über gar zu seltsames hab mit den andern lachen müssen, so fühle ich doch eine Wahrheit meistens in allem. Wenn sie im Garten geht da biegt sie alle Ranken wo sie gerne hinmöchten. alles muß fein schnaufen können, sagte sie. Sie ließ sich aus über das frische Rubinroth der Blüthe,

die ich ihr brachte, hielt's gegens Licht und war ergötzt über die Glut. Ich sagte ihr sie komme mir vor wie ein Kind das alles zum erstenmal sehe. Und sie antwortete: Was soll ich anders als nur ein Kind werden, sind doch alle Lebenszerstreuungen jetzt entschwinden, die dem Kindersinn früher in den Weg traten. So beschreibt das Menschenleben einen Kreis. Jetzt wo das Laub abfällt da bereitet sich der Geist vor auf frische Triebe im nächsten Lebenskreislauf und da magst du ganz recht ahnen.“

In den ersten Tagen des Februar 1807 wurde sie krank und starb in ihrem sechsundsiebzigsten Lebensjahr.

Zu recht ist von den Zeitgenossen hervorgehoben worden, dass Sophie von La Roche sowohl über die Fähigkeit zu schwärmerischer Begeisterung als über Nüchternheit und Tatkraft verfügte.

In ihrem Schreiben ist das schwierige Streben nach Selbstbehauptung ein immer wiederkehrendes Thema.

Anmerkungen

- 1 Sophie von La Roche: Melusiners Sommerabende. Hrsg. C. M. Wieland, Halle 1806, S.XV

Weiterführende Literatur

- Arnim, Bettina von: Goethes Briefwechsel mit einem Kinde, 1835
- La Roche, Sophie von: Geschichte des Fräuleins von Sternheim. Hrsg.: C. M. Wieland, Leipzig 1771; Stuttgart 1983
- La Roche, Sophie von (Hrsg.): Pomona für Teutschlands Töchter. Speyer 1783-1784
- La Roche, Sophie von: Melusiners Sommerabende. Hrsg.: C. M. Wieland, Halle 1806; - Repr. Eschborn 1993.
- Maurer, Michael (Hrsg.): Ich bin mehr Herz als Kopf. Sophie von La Roche. Ein Lebensbild in Briefen, München 1983
- Meise, Helga (Hrsg.): Sophie von La Roche - Lesebuch. Königstein/Taunus 2006,
- Meise, Helga (Hrsg.): Die Unschuld und die Schrift. Deutsche Frauenromane im 18. Jahrhundert, Berlin 1983
- Prokop, Ulrike: Die Illusion vom großen Paar. Bd. 1: Weibliche Lebensentwürfe im Deutschen Bildungsbürgertum von 1750-1770, Bd. 2: Das Tagebuch der Cornelia Goethe, Frankfurt 1992

Pia Schmid

Das Frauenzimmer und das Buch Weibliche Lesekulturen um 1800

Bevor ich zu den lesenden Frauen um 1800 komme, möchte ich kurz etwas zum aktuellen weiblichen Lesepublikum sagen. Frauen, so das Ergebnis einer Studie zum Leseverhalten in Deutschland, bilden die Hauptleserschaft von Belletristik und stellen den größten Teil der Viel-Lesenden, worunter jene verstanden werden, die sechs bis 20 Bücher im Jahr lesen. Nach ihren Motiven befragt, nennen Frauen vor allem Entspannung und Unterhaltung, nur ein Drittel liest der Information wegen; bei Männern ist es umgekehrt: hier lesen zwei Drittel zur Information und ein Drittel, um sich zu unterhalten und entspannen.¹

Christine Garbe untersucht geschlechtsspezifische Zugänge zum fiktionalen Lesen und hält im Bezug auf das Leseverhalten der Geschlechter folgende drei Unterschiede fest: „Erstens bezüglich der Lesequantität oder -intensität: Mädchen und Frauen lesen mehr als Jungen und Männer; zweitens bezüglich der Lesestoffe und Leseweisen: Mädchen und Frauen lesen anderes und anders als Jungen und Männer, und drittens bezüglich der Lesefreude oder Leseneigung: Mädchen und Frauen bedeutet das Lesen mehr als Jungen und Männern.“² Wie

es aussieht, lesen Frauen mehr als Männer, vor allem mehr schöngeistige Literatur und mehr zu ihrem Vergnügen. Das hat, wie sich zeigen wird, Tradition und wurde nicht immer gerne gesehen.

Im weiteren werde ich darstellen, welche Bedeutung Lesen um 1800 hatte, dann auf die zeitgenössische Debatte um Lesesucht eingehen, um in einem dritten Schritt Lesestoffe von Frauen zu behandeln und mit Überlegungen zur Bedeutung der Lektüre für Frauen zu schließen.³

1. Zur Bedeutung des Lesens um 1800

Um 1800 wurde in Deutschland, so der Tenor, so viel und so Unterschiedliches, auch Neues gelesen wie nie zuvor. Madame de Stael entwarf die Deutschen in ihrem Buch „De l'Allemagne“ (1813) mit deutlich positivem Unterton als ein Volk von Leserinnen und Lesern: „Nach der Anzahl der Bücher, die in Leipzig verkauft werden, kann man beurteilen, wieviel Leser die deutschen Schriftsteller haben. Die Arbeiter aller Klassen, sogar die Steinhauer, nehmen ein Buch zur Hand, wenn sie von ihrer Arbeit ausruhen. Man kann sich

in Frankreich keine Vorstellung davon machen, wie allgemein die Bildung in Deutschland ist. Ich habe Gastwirte und Zollbeamte getroffen, die mit der französischen Literatur vertraut waren ... Es gibt keine Kleinstadt, die nicht eine ziemlich gute Bibliothek besäße.“⁴

Ein Bedürfnis zu lesen hat sich ausgebreitet und findet seinen Niederschlag in einer wachsenden Buchproduktion.⁵ Vor allem erscheinen zunehmend Romane⁶, während die Anzahl der lateinischen Schriften, deren Adressaten Gelehrte bilden, merklich zurückgeht. Die weitaus größte Verbreitung von allen weltlichen Lesestoffen haben die Zeitungen.⁷ Um 1800 gab es in Deutschland etwa 200 Zeitungen; die größte unter ihnen war der Hamburger „Unpartheyische Correspondent“ mit einer Auflage von 30.000 Exemplaren. Insgesamt erschienen Woche für Woche über 300.000 Exemplare an Zeitungen. Bedenken wir, dass jede Zeitung von mindestens zehn Personen gelesen wurde, kommen wir auf insgesamt drei Millionen Zeitungsleserinnen und -leser, und das ist bei einer Gesamtbevölkerung von vierundzwanzig Millionen immerhin ein Achtel der Bevölkerung.

Die Bücher sind handlicher geworden: das Taschenbuchformat wird populär. Auch greifen nicht mehr allein Gelehrte, gebildete Bürger und müßige Adlige zum Buch, sondern ‚Höckerweib‘, ‚Gastwirt‘, ja ‚Arbeiter aller Klassen‘, wie 1799 aus Leipzig vermeldet wird.⁸ Allerdings muss das Bild

vom Volk der Lesenden relativiert werden, denn Schätzungen zufolge – es gab noch keine staatliche Statistik – konnten keineswegs alle lesen. Gegen Ende des 18. Jahrhunderts soll die Lesefähigkeit der Bevölkerung bei 25 Prozent gelegen und letztlich nur zehn Prozent der erwachsenen Bevölkerung zum lesenden Publikum gezählt haben.⁹ Bürgerkinder lernten oft auf dem Schoß der Mutter lesen, dies zum Teil für unsere Begriffe sehr früh, mit drei bis vier Jahren. Kinder, deren Eltern nicht oder wenig lesen konnten, hatten die Möglichkeit, in der Schule lesen zu lernen. Allerdings gab es große regionale Unterschiede; auch wenn um 1800 in nahezu allen deutschen Territorien die Unterrichtspflicht dekretiert war, gab es keineswegs überall Schulen, und wo sie fehlten, konnte auch kein Unterricht erteilt werden.¹⁰

Auch existierten geschlechtsspezifische Unterschiede im Hinblick auf Lesefähigkeit. Untersuchungen zur Signierfähigkeit, d.h. zu der Fähigkeit, mit dem eigenen Namen zu unterschreiben (statt drei Kreuzchen zu machen), haben ergeben, dass signifikant mehr Männer als Frauen lesen konnten. Das mag auch daran gelegen haben, dass Knaben ggf. eher zur Schule geschickt wurden als Mädchen. Gewohnheitsleser, genauer Vielleser sind nach der Einschätzung des Schriftstellers Jean Paul etwa ein bis drei Prozent der Bevölkerung,¹¹ also mehr oder weniger jene städtische oder ländliche Bildungs-

elite, zu der auch Sophie von La Roche gehörte.

Die Leserinnen und Leser nahmen die Bücher anders zur Hand als bisher: Hatte man bis gegen Ende des 18. Jahrhunderts zu meist die gleichen Bücher immer wieder gelesen, was durchaus weiter verbreitet blieb – vor allem waren es die Bibel, religiöse Erbauungsschriften, Volksbücher und einige antike Autoren – so setzte sich allmählich der Wunsch nach Abwechslung in der Lektüre durch.¹² Die entstehenden Leihbibliotheken, in denen man Bücher gegen Geld ausleihen konnte, statt sie selbst zu kaufen, trugen dem Rechnung. Bücher waren teuer. So lag der Preis von Sophie von La Roches Zeitschrift „Pomona für Teutschlands Töchter“ für den Jahrgang 1783 bei 4 Gulden, 30 Kreuzer. Dafür konnte man zwei Monate ein bescheidenes Zimmer mieten oder ein halbes bis ein Pfund Tee – er war ein wirklicher Luxusartikel – kaufen; ein Koch verdiente diesen Betrag in drei Monaten.¹³

Kleist gibt eine Schilderung seines Besuchs in der Würzburger Lesebibliothek: „Wir wünschen ein paar gute Bücher zu haben.“ – Hier steht die Sammlung zu Befehl. – ‚Etwa von Wieland.‘ – Ich zweifle fast. – ‚Oder von Schiller, Goethe.‘ – Die möchten hier schwerlich zu finden sein. – ‚Wie? Sind alle diese Bücher vergriffen? Wird hier so stark gelesen?‘ – Das eben nicht. – ‚Wer liest denn hier eigentlich am meisten?‘ – Juristen, Kaufleute und verheiratete Damen. – ‚Und die unverheirateten?‘

– Sie dürfen keine fordern. – ‚Und die Studenten?‘ – Wir haben Befehl ihnen keine zu geben. – ‚Aber sagen Sie uns, wenn so wenig gelesen wird, wo in aller Welt sind denn die Schriften Wielands, Goethes, Schillers?‘ – Halten zu Gnaden, diese Schriften werden hier gar nicht gelesen. – ‚Also Sie haben sie gar nicht in der Bibliothek?‘ – Wir dürfen nicht. – ‚Was stehn denn eigentlich für Bücher hier an diesen Wänden?‘ – Rittergeschichten, lauter Rittergeschichten, rechts die Rittergeschichten mit Gespenstern, links ohne Gespenster, nach Belieben. – ‚So, so.‘¹⁴

Lektüre stellte sozialgeschichtlich gesehen die zentrale Beschäftigung der Gebildeten dar. Lesen geschah aus ganz unterschiedlichen Motiven und es erfüllte unterschiedliche Funktionen.

Es diente der Information und der Bildung, dies in zweierlei Hinsicht: Bildung wurde im Medium der Lektüre angeeignet und ließ sich darin auch zeigen. Weiter diente das Lesen dem Vergnügen. Über das Gelesene tauschte man sich aus, es war Gegenstand von Mitteilung, von Kommunikation, beispielsweise in Lesegesellschaften, aber auch bei Geselligkeiten: Laut einen Roman vorzulesen oder ein Theaterstück mit verteilten Rollen zusammen zu lesen, waren beliebte Beschäftigungen in Geselligkeiten.

Lektüre bot, dies eine andere Dimension des Lesens, Anlass für Leserbriefe. So forderte Sophie von La Roche ihre Leserinnen im ersten Band der „Pomona“ auf,

Leserbriefe zu schicken, das heißt, die Zeitschrift mitzugestalten. Nachdem sie anfänglich nur ihre eigenen Antwortbriefe auf diese Leserinnenbriefe abdruckte, nahm sie später auch die Briefe der Leserinnen in die Zeitschrift auf. Das machte sich insofern gut, als die Leserinnen häufig ihre Verehrung für La Roche und ihre Zustimmung zu der Zeitschrift zum Ausdruck brachten, auch immer wieder einmal den Wunsch äußerten, der Autorin zu begegnen. Die Empfindsamkeit wurde durch die Leserinnenbriefe, wie Ulrike Weckel gezeigt hat, zum gemeinsamen Projekt, das Leserinnen und Autorin verband. Wo die Leserin zur Autorin werden konnte, wurden die Grenzen zwischen Leserinnen und Autorin durchlässig.¹⁵

Lesen eröffnete Frauen (und Männern) Erwerbsmöglichkeiten. Um 1800 existierten etwa 100 Zeitschriften, die sich an ein weibliches Publikum richteten; zehn davon wurden von Frauen herausgegeben. Eine dieser Frauenzeitschriften war die erwähnte „Pomona für Teutschlands Töchter“. Sie bot Sophie von La Roche die Möglichkeit zum Gelderwerb, und wir wissen, dass sie diese Einkünfte auch für die Ausbildung ihrer Söhne verwandte.

Lesen, hatte ich oben gesagt, war die wichtigste Beschäftigung der Gebildeten. Sie konstituierten sich darüber als lesendes und schreibendes Publikum, und zu diesem Publikum zählten auch die gebildeten Frauen. Dem Lesen kam vom Einzelnen her gesehen die

Bedeutung zu, Vervollkommnung, Vergnügen und à la longue die Individualisierung zu befördern. Gruppenbezogen stellte es ein Mittel der Gruppenbildung, der Vergesellschaftung dar, beispielsweise in Lesegesellschaften oder auch in privaten Geselligkeiten.¹⁶ Über das Lesen konstituierte sich damit der Stand der Gebildeten. Insofern trug Lesen auch zur sozialen Distinktion bei. Vielleicht wurde es deshalb als so beunruhigend angesehen, dass anscheinend immer mehr Menschen immer häufiger zum Buch griffen.

2. Die Lesesuchtdebatte

Um 1780 mehren sich die Stimmen, die das deutsche Volk von Lesesucht bedroht sehen. 1799 heißt es aus Leipzig: „Wir lesen alles bei der Erde weg, Wielands Agathon und Gustav Waldmann, Walter von Monberry und den Burgfrieden, den Pächter Martin und den Eulenspiegel, Heidenreichs Erbauungen und die Liaisons Dangereuses. Das Höckerweib hinter dem Käsekorb liest sowie die Dame an der Toilette; der Markthelfer macht sich über die Lektüre seines Herren, sobald jener den Rücken wendet; die Jungmagd holt ihr Buch bei dem Bücherverleiher, Kinder lesen, Greise lesen ... es ist eine Lesewut in dies Volk gefahren.“¹⁷ Glauben wir dieser Darstellung, so liest alles. Diese Situation lässt einen neuen Terminus aufkommen, die „Lesesucht“, als Steigerung die „Lesewuth“ und als Sammelbe-

griff für die davon Betroffenen den „Leseböbel“.

Der Pädagoge und Schriftsteller Joachim Heinrich Campe definiert die Lesesucht 1785 folgendermaßen: „Man liest zuvörderst zuviel (...) Man liest zweitens viel zu vielerlei und mit weniger Auswahl (...) Man liest endlich drittens auch solche Schriften, welche recht eigentlich darauf abzwecken, den Verstand zu verwirren, die Einbildungskraft zu beflecken, die Empfindungen zu überspannen“¹⁸. In seinem „Wörterbuch der Deutschen Sprache“ bezeichnet Campe die Lesesucht als „die Sucht, d. h. die unmäßige, unregelte, auf Kosten anderer nöthiger Beschäftigungen befriedigte Begierde zu lesen, sich durch Bücherlesen zu vergnügen.“¹⁹

Die Lesesucht wird als bedrohlich dargestellt, wie die pathologisierende Sprache zeigt. Zu viele lesen zu viel. Das ist schlecht. Lesen, so der Tenor, beinhaltet eine Gefahr.

Ein Autor schreibt, bestimmte Bücher - vor allem empfindsame Romane, wie etwa Sophie von La Roches Fräuleins von Sternheim - „(verstimmten) die ganze menschliche Natur und eine schleichende Schwäche (verbreite) sich durch alle Nerven. Anstatt einer wahren, starken Natur entstünde eine gemachte und gekünstelte, eine kranke Einbildung träte an die Stelle richtiger Vorstellung; ... die Hülfe, die man von (diesen Lesern, P. S.) erwartete, bestünde in unfruchtbaren Tränen, und wo sie mit Rat und Tat erscheinen sollten, da verwirreten sie nur andere mit

Stöhnen und Ächzen und wären zu aller Entschlossenheit, die in tausend Fällen des menschlichen Lebens erfordert würde, schlechterdings ungeschickt.“²⁰

Die Lesesucht mache untauglich für das tägliche bürgerliche Leben. Aus diesem Grund müsse ihr entgegengearbeitet werden. Zum einen müssen die Subjekte der Lesesucht sowie die je spezifischen Folgen der Sucht ausgemacht werden, zum anderen muss eine Vorstellung vom richtigen Lesen oder vom korrekten Leser in Umlauf gebracht werden.

In der Lesesuchtdebatte ist von drei Personengruppen die Rede, die bedroht sind: von Kindern und Jugendlichen, von den niederen Ständen und von Frauen.

Was die erste Gruppe betrifft, die Kinder und Jugendlichen, so seien sie der Gefahr ausgesetzt, altersunangemessene Lektüre, so genannte „literarische Bordelle“, in die Hände zu bekommen und darüber das Lernen zu vernachlässigen.

Die zweite Gruppe, die niederen Stände, laufen Gefahr, sich durch Lesen zu vergnügen statt zu arbeiten. Obendrein könnten sie über Bücher mit Gedanken in Berührung geraten, die ihnen das Leben hinter dem Pflug sauer werden lassen könnten.

Die dritte von der Lesesucht bedrohte Gruppe sind die Frauen. In der Anzeige für den ‚Historischen Calender für Damen auf das Jahr 1791‘ heißt es: „Gegen Ein Frauenzimmer, welches vor

fünfzig Jahren ein zu ihrer Zeit geschätztes Buch las, sind jetzt (um nicht zu viel zu sagen) hundert, zumal in kleinern Städten und auf dem Lande ... die alles lesen, was ihnen vor die Hände kömmt und einige Unterhaltung ohne große Mühe verspricht.“²¹ Frauen der „gebildeten Stände“ lesen mehr als früher und sie lesen zu ihrer Unterhaltung. Gerade in dieser Unterhaltung werden die Gefahren gesehen: das Schreckbild von der Frau, die den ganzen Tag Romane lesend auf dem Sofa sitzt, wird beschworen, als Folge werden Zerrüttung der Familie, Verwahrlosung des Haushaltes und Vernachlässigung der Kinder beschrieben.²²

Diesen Gefahren soll durch Lektüreglements entgegengewirkt werden, die sich z.B. „Einleitung und Entwurf zu einer Damenbibliothek“ nennen. Das weibliche Publikum wird erinnert: „Würdige Töchter zu seyn, glückliche Gattinnen und treue Mütter zu werden, dieß ist ihre Bestimmung, meine Damen, und dieser wünscht' ich auch Ihre Lektüre unterzuordnen.“²³ Ein Anonymus nennt die Bücher, die er am liebsten in Händen von Frauen sieht: „Loofts Kochbuch, Lüders Gartenbriefe und Germershausens Hausmutter“, alles Bücher, die mit der Hausfrauentätigkeit zu tun haben.²⁴ Wie die bürgerlichen Frauen zu lernen haben, sich selbst unterzuordnen, so haben sie auch die Unterordnung ihrer Lektüre zu lernen. „Das Weib muß lesen, um die Unterredung ihres Mannes und seiner Freunde eini-

germaßen zu verstehen, um nicht durch den Ausdruck der höchsten Langeweile auf ihrem Gesichte diese oft zu unterbrechen.“²⁵

Diese Äußerungen stehen im Kontext eines damals noch nicht abgeschlossenen Prozesses der Festschreibung der bürgerlichen Geschlechterordnung; deshalb werden sie derart überdeutlich formuliert. Das ‚schöne Eigentum‘, das versittlichte Weib, so die Mehrheitsposition in dieser Debatte, soll nicht zur eignen Bildung und möglichst wenig zur Unterhaltung lesen, ließe das doch seiner entstehenden Rolle als Hausfrau, Gattin und Mutter zuwider. (Vielleicht wurde auch befürchtet, dass ein Abgleich bürgerlicher Männer mit den Romanhelden nicht zu Gunsten der empirisch vorfindbaren Männer ausfallen würde).

Die Gefahr, so die Überzeugung, besteht darin, dass Bücherwelt und wirkliche Welt vermischt, also nicht mehr auseingehalten werden. Vor allen Dingen geht diese Gefahr von den Romanen aus, von der fiktionalen Literatur, deren Lektüre letztlich untauglich mache für ein vernünftiges, geschäftiges bürgerliches Leben.

Wer bleibt dann eigentlich übrig, der alles lesen darf bzw. keinen Lektüreglements unterworfen wird? Bedenken wir die drei von der Lesesucht gefährdeten Gruppen, die Kinder und Jugendlichen, die niederen Stände, die Frauen, so bleiben eigentlich nur wenige übrig, die uneingeschränkt lesen können und keinen Lektüreglements unterworfen werden sollen, nämlich die bürgerlichen und

adligen männlichen Leser, deren aufgeklärte Repräsentanten die Lesesuchtdebatte führen. Der Kreis schließt sich.

3. Lesestoffe

Was lasen Frauen, das weibliche Publikum? Waren es wirklich vorwiegend Romane? Wir wissen wenig darüber und es ist schwer zu erforschen. Briefe, Tagebücher, Autobiographien können uns dazu etwas sagen. Aber Verallgemeinerungen lassen sich aus diesen Selbstzeugnissen schwer ziehen.

Nehmen wir den Brief einer jung verheirateten Arztfrau, Caroline Böhmer, später Schlegel, dann Schelling, die ihrem Mann von der Universitätsstadt Göttingen in das abgelegene Clausthal im Harz gefolgt ist; sie bittet in ihren Briefen dringlich um Bücher: „Ich vertrockne seit einiger Zeit,“ schreibt sie, „weil alle meine Bücherquellen sich verstopfen“, und lässt dann detaillierte Lektürewünsche folgen. „Nun bitte ich Meyer, erstlich um etwas Amüsantes, gut zu lesen, wenn man auf dem Sofa liegt. Das muß kein Foliant sein, sondern was man mit einer Hand hält. Wohl möchte ich neuere französische Trauerspiele, kleine Romane, Memoiren oder auch etwas Ernsthafteres. (...) Mir ist alles willkommen, was ich noch nicht gelesen habe. Zweitens möchte ich etwas zu lesen, wenn man auf dem Sofa sitzt und einen Tisch vor sich hat – ältere

englische Geschichte aus Alfreds Zeiten und den vierten Teil von Plutarch, die anderen habe ich gelesen.“²⁶

Breitere Auskunft über Lesestoffe finden sich in Ausleihverzeichnissen von Bibliotheken und in Subskribentenverzeichnissen. Mechtild Raabe hat die Ausleihbücher der Herzog-August-Bibliothek in Wolfenbüttel für die Jahre 1714–1799 ausgewertet. Die Wolfenbütteler Bibliothek war ganz sicher eine besondere Bibliothek. Wolfenbüttel war eine kleine Residenzstadt. Die Bibliothek praktizierte in den sechziger und siebziger Jahren des 18. Jahrhunderts, als Lessing dort Bibliothekar war, eine relativ großzügige Ausleihpraxis. In dieser Zeit können wir sie als Bürgerbibliothek betrachten, die von der Wolfenbütteler Bevölkerung genutzt wurde. Was entliehen die Frauen, die in Wolfenbüttel ein Siebtel der Ausleihenden bildeten, aus dieser Bibliothek?

Sie entliehen zu mehr als der Hälfte schöne Literatur und insgesamt zu 37 Prozent Romane, übrigens auch französische, englische und italienische. 15 Prozent der ausgeliehenen Bücher sind historische Werke, knapp 10 Prozent (moral-) philosophische und weiter über sechs Prozent theologische Schriften.²⁷ Bei Frauen, zumindest bei den Wolfenbütteler Leserinnen, lässt sich also eine deutliche Präferenz für schöne Literatur, für Unterhaltung, feststellen, aber sie lesen auch zur Belehrung und Erbauung.

Was lässt sich aus Subskribenten-

verzeichnissen entnehmen? Subskribentenverzeichnisse sind Verzeichnisse der Personen, die vor der Drucklegung eines Buches dessen Abnahme verbindlich zugesagen. Solche Verzeichnisse werden häufig den Büchern beigeheftet. Für Autoren und Verleger waren Subskribenten wichtig. Auch bei Schriften für ein gemischtes Publikum finden sich in der Regel hauptsächlich Männer. Insgesamt waren gegen Ende des 18. Jahrhunderts nur etwa fünf Prozent der Subskribenten weiblich; aber es gab Ausnahmen. So weist die erfolgreichste zeitgenössische Schrift zur Mädchenerziehung, Joachim Heinrich Campes „Väterlicher Rath für meine Tochter“ zu 38,5 Prozent Frauen als Subskribentinnen aus.²⁸ Sophie von La Roches „Pomona für Teutschlands Töchter“ hatte bei einer Auflage von 1500 bis 2000 Exemplaren 711 Subskribenten, von denen nach Ulrike Weckel der größte Teil Frauen waren, darunter mehrere Fürstinnen.²⁹ Diese Namenslisten vorne in der Zeitschrift boten die Möglichkeit einer papiernen Nachbarschaft mit berühmten adligen Frauen und stellten auch eine Art weiblicher Patronage für Schriftstellerinnen dar.

4. Zur Bedeutung der Lektüre für Frauen

Was für die Lesestoffe gilt, trifft auch für die Bedeutung der Lektüre für Frauen zu: beide sind wenig erforscht, beide sind schwer

zu erforschen. Briefe, Tagebücher, Autobiographien stellen zentrale Quellen dar und in Briefwechseln und Autobiographien von Frauen bildet Lektüre in aller Regel ein wichtiges Thema.

Im weiteren möchte ich der Bedeutung von Lektüre anhand der Autobiographien von Kaufmannstöchtern aus drei Generationen nachgehen, von denen zwei Schriftstellerinnen wurden. Margarethe Milow, geb. Hudtwalcker, geb. 1748, ist die älteste Schreiberin, ihr folgt Johanna Schopenhauer, geb. Trosiener, geb. 1766, und die jüngste ist deren Schriftstellerkollegin Fanny Lewald, geb. Markus, geb. 1811.

Die drei Mädchen lesen alle gerne, sie lesen viel und gelegentlich mehr, als nach Ansicht ihrer Umgebung tunlich ist. Wäre es dagegen nach ihnen gegangen, hätten sie alle gerne noch mehr gelesen. Alle berichten von Zeiten, in denen Lesen ihre Lieblingsbeschäftigung war.³⁰ Zeit dafür stand ihnen keineswegs im Überfluss zur Verfügung, sondern erst nach getanen Pflichten, sei es Unterricht, seien es häusliche Arbeiten, zu denen sie früh, wenn auch unterschiedlich stark, herangezogen wurden.

Was lesen die Mädchen? Was suchen sie in den Büchern, was fesselt sie? Wozu ist ihnen die Lektüre gut? Im Unterschied zu Johanna Schopenhauer und Fanny Lewald nennt Margarethe Milow kaum Autoren oder Werke³¹, schildert auch keine Leseerlebnisse. In kleinen Sequenzen aber wird deutlich, dass das Gelesene

in ihren Alltag wirkt und dies in ganz unterschiedlicher Weise. So werden Bilder aus Büchern, vermutlich Romanen, zu Bezugsgrößen eigener Bewertung, wenn sie von einem jungen Mädchen ihrer Bekanntschaft schreibt, dass sie „den Beschreibungen in den Büchern entsprach, ja sie weit übertraf“³²; das Mädchen wird gleichsam noch vollkommener, weil sie einer literarischen Vorlage entspricht.

Johanna Schopenhauer liest früh schon und mit Begeisterung Geschichtswerke über Römer und Griechen, beispielsweise Rollins Römische Geschichte, und mit neun, zehn Jahren unter der Anleitung von Nachbar Jameson zeitgenössische und ältere englische Werke im Original. Wie sie schreibt, richteten „Römer, Griechen, Shakespeare, Homer“ einen Wirrwarr in ihrem Kopf an, ja sie sei auf dem besten Wege gewesen, „ein überspanntes und verschrobenes Persönchen zu werden“. Doch vor dieser Gefährdung durch Literatur bewahrt sie eine andere Art von Büchern, nämlich die damals entstehende Kinderliteratur, vor allem Weißes ‚Kinderfreund‘, der sie wieder „in die stille, freundliche Kinderwelt (zurückführte)“. Nun geht sie ganz in der Welt der kindlichen Protagonisten, der Karlchen und Lottchen, Fritzchen und Louischen auf.³³

Bemerkenswert finde ich die Bedeutung, die der Lektüre hier in Johanna Schopenhauers Erinnerungen zukommt: durch die neue kindgemäße Literatur wurde sie,

wie sie schreibt, wieder zum Kind, nicht etwa durch Spielen, sondern durch Lesen also. Später in der „société des jeunes dames“ lernt sie beim nachmittäglichen Vorlesen „die weite reiche Feenwelt“ der französischen Feenmärchen kennen, „sodaß (sie) sogar Gefahr lief, (ihre) Griechen und Römer darüber zu vergessen“.³⁴ Durch das Lesen macht sie sich frühere Zeiten und Helden zugänglich, lebt in der Welt der Kinderbuch-Kinder, versucht sich in Empfindsamkeit, vor allem aber eignet sie sich vielfältige historische, geographische, literarische und ästhetische Kenntnisse an.

Allerdings will sie bei aller Freude am Lernen und Lesen, bei allem Bildungseifer eines auf gar keinen Fall sein: ein gelehrtes Frauenzimmer. „Der Widerwille gegen den Gedanken, für ein gelehrtes Frauenzimmer zu gelten, lag schon damals wie eben noch jetzt in meiner jungen Seele“.³⁵ Woher dieser Widerwille rührt, lässt sie uns nicht wissen. Auf persönlicher Kenntnis kann er eigentlich nicht beruhen, denn begegnet war ihr in Danzig kein einziges leibhaftiges gelehrtes Frauenzimmer. Was ihr allerdings begegnet sein muss, sind die üblichen vehementen Vorbehalte gegen gelehrte Frauen. Um zwei Zeitgenossen zu Wort kommen zu lassen: für Rousseau sind sie „die Geißel ihres Mannes, ihrer Kinder, ihrer Freunde, ihres Gesindes, der ganzen Welt“³⁶, und Knigge überkommt, wie er im „Umgang mit Menschen“ schreibt, in der Gegenwart weiblicher Schöneister Fieberfrost³⁷.

Auch Fanny Lewald ist eine Vielleserin. Neben Märchen und Poesie begeistert sie sich, wie auch Johanna Schopenhauer, für Weltgeschichte, für Columbus oder Montezuma und ganz besonders für die griechischen und römischen Helden. Zu Hause begegnet man ihrer Lust am Lesen aufgeschlossen und wohlwollend, indem man ihr, wie sie schreibt, „bereitwillig so viel Bücher zuführte, als ich nur verlangen konnte. Die Auswahl wurde jedoch von meinem Vater sorgfältig getroffen, und ich bekam niemals ein neues Buch, ehe ich das alte nicht mehrfach durchgelesen hatte“.³⁸ Lesen darf sie also so viel sie mag (wenn sie ihre Pflichten erledigt hat) – allerdings nicht nach eigenem Gusto, sondern unter der Regie des Vaters. Aus dessen Händen erhält sie die begehrten Bücher.

Auch Margarethe Milow und Johanna Schopenhauer berichten, Bücher vornehmlich aus den Händen anderer erhalten zu haben – von ihren Hauslehrern, von Freunden des Hauses, Verwandten, Brüdern, nahezu ausschließlich von Männern. Um an die ihnen so wichtige Lektüre heranzukommen, sind sie also meist auf die Vermittlung anderer angewiesen. Diese Vermittlung hat zwei Seiten: Die Mädchen werden gefördert und angeregt, sie werden aber auch reglementiert, indem andere über ihre Lektüre bestimmen, sie sozusagen zensieren, zumindest vorgeben. Allerdings muss das fördernde Moment in ihren Augen das zensierende bei weitem überwohen haben oder

sie nahmen die Einschränkung durch die Auswahl gar nicht als solche wahr, zumindest wird sie von keiner unserer drei Schreiberrinnen moniert. Schließlich wurde ihnen als Mädchen beizeiten vermittelt, sich nach anderen zu richten – warum sollte das vor den Lesestoffen halt machen?

Und überhaupt an Bücher, an möglichst viele Bücher zu gelangen, lag ihnen vermutlich so sehr am Herzen, dass sie deren Auswahl gerne in Kauf nahmen: Jedes Buch, das in ihre Hände gelangte, war eine Bereicherung, bot Abwechslung, Unterhaltung, Neues, Belehrung.

Was Fanny Lewald liest, die Bilder und Ideen aus den Büchern, saugt sie in sich auf. Sie prägen ihre Vorstellungen. Manche Bilder aus den Büchern transponiert sie in ihr Leben. So stellt sie sich, wenn sie, „am Fenster sitzend (...) bei winterlichen Sonnenuntergängen den rötlich schimmernden Schnee der Dächer betrachtet (...) das Alpenglücken auf den Gletschern vor“ oder wiederholt oftmals für sich „in der Stille beim Nähen die Worte der Jungfrau von Orleans, von ‚der prächtig strömenden Loire‘“.³⁹

Für Fanny Lewald, die bis zu einer Reise Anfang der dreißiger Jahre des 19. Jahrhunderts nur die allernächste Umgebung von Königsberg kennt und nie weiter als fünf Meilen, nämlich ins Seebad Kranz an der Ostsee, gereist ist, sind Alpen und Loire unendlich fern und doch nicht unbekannt, weil sie sie aus Büchern kennt. So können sie zu Kristallisations-

punkten für Sehnsucht werden. Die Sehnsucht erhält Bilder und Orte. Aber diese Bilder sind nicht nur fern und doch bekannt. Sie gehen auch ins Große, sind wichtig – wenig biedermeierlich also, wo eine Vorliebe für die kleine Form gehegt wird.

Diese an literarischen Vorlagen geformten Bilder stehen damit zu dem Ambiente, in dem sie sich einstellen, zum Haus, zum familiären Bereich, in einem Spannungsverhältnis. Fanny Lewald schaut aus dem Fenster, sie sitzt beim Nähen, wenn sie sich an diesen Bildern entlang aus ihrer gewohnten Welt herausdenkt, ins Weite, andere. Die Jungfrau von Orleans ist keine Frau, wie sie der Vorstellung vom weiblichen Geschlechtscharakter entspräche, mit den Alpen verbinden Zeitgenossinnen und Zeitgenossen Vorstellungen von wilder Natur und Freiheit.⁴⁰ Diese Bilder jenseits der häuslichen Welt sind Evasionsphantasien – durch die Fensterscheibe und mit der Nadel in der Hand; auch dafür waren Mädchen und Frauen die Bücher gut.

Ein anderer Aspekt von Lesen liegt darin, dass es gelegentlich mit Heimlichkeit einhergeht: alle drei Frauen berichten davon. So lässt die neun- oder zehnjährige Margarethe Milow, als sie sich für eine schwierige Strickarbeit auf ihr Zimmer zurückziehen darf, also nicht mehr unter Aufsicht ihrer Mutter arbeiten muss, erst einmal den Strickstrumpf fallen, um endlich ungestört lesen zu können: „Dies war meine güldene Zeit, die Hälfte des Tages las ich

und die Hälfte des Tages strickte ich“.⁴¹ Auch wenn sie gleich darauf Skrupel zu Papier bringt, dass sie ihrer Mutter Zeit gestohlen habe und auch leicht hätte verführt werden können, wenn nicht ihr Bruder die Auswahl der Bücher besorgt hätte, so bleiben die Tage zwischen Stricken und Lektüre in ihrer Erinnerung doch eine wunderbare Zeit, weil sie endlich einmal nach Herzenslust lesen konnte; sonst kommt sie wegen ihrer umfanglichen Pflichten im Haus nur sonntags dazu, d.h. viel weniger, als sie möchte.

Fanny Lewald verschafft sich ebenfalls Extrazeit zum Lesen, allerdings ohne sich wie Margarethe Milow im Nachhinein zu skrupeln. Im Gegenteil: sie macht sich damit ihre „musikalischen Leiden“⁴² erträglich. Auf Anweisung ihres Vaters muss sie nämlich von ihrem siebten bis zweiunddreißigsten Lebensjahr, als sie das Elternhaus verlässt, täglich eine Stunde Klavier üben – gegen ihren Willen. „Weil ich diese (Etüden, P.S.) nun leicht auswendig behielt, kam ich auf den Ausweg, mir ein Buch auf das Notenheft zu legen, und die ganze Stunde hindurch seelenvergnügt und nach Herzenslust zu lesen, während ich die Tonleitern und die Etüden abhaspelte. Kam jemand in das Zimmer, so setzte ich mich auf das Buch, und ich habe dies Verfahren Jahre hindurch mit Beharrlichkeit durchgeführt, ohne daß man es gewahr geworden wäre“.⁴³

Auch Johanna Schopenhauer liest heimlich, aber weder wie Marga-

rethe Milow, weil sie sonst keine Zeit dafür findet, noch wie Fanny Lewald, um sich die Zeit bei einer ungeliebten Tätigkeit zu verkürzen. Sie tut es, weil sie ihr Lektüreerlebnis ganz für sich behalten will. „Sonntags nachmittags und in jeder andern freien Stunde, wo ich sicher war, daß man mich nicht stören würde, verbarg ich mich damit (mit Rollins Römischer Geschichte, die sie sich heimlich aus einem Schrank ihres Vaters holte, P.S.) in abgelegene Winkel, oft auf dem Boden oben unter dem Dache. Vier dicke Oktavbände! Mit welchem Eifer, mit welchem unbeschreiblichen Interesse habe ich sie gelesen, und wenn ich damit fertig war, wieder gelesen, und wenn ich mir ein besonderes Vergnügen machen wollte, meine Lieblingsstellen darin aufgesucht. Mucius Scävola, Brutus, Virginius, das waren meine Helden (...) Auch Cicero gefiel mir ungemein, wenn er den gottlosen Catilina öffentlich heruntermacht; die berühmte Rede, die er an diesen richtete, habe ich mir selbst so oft vorperoriert, bis ich sie größtenteils auswendig wußte. (...) Niemand, auch nicht mein Kandidat Kuschel, erfuhr etwas von den römischen Studien, die ich ganz in der Stille neben den Lehrstunden betrieb; warum ich so heimlich damit tat, weiß ich selbst nicht; wahrscheinlich weil ich in meiner Begeisterung mich nicht irremachen lassen wollte“.⁴⁴ Dass sie sich, auf dem Dachboden Ciceros Reden vortragend, aus dem Schnürleib in die Toga versetzt, das soll niemand erfahren. Sie liest heimlich, weil sie ver-

bergen will, was die Lektüre in ihr auslöst, oder es zumindest nicht mitteilen möchte. Dass es gerade Rollins Römische Geschichte ist, die sie im Verborgenen liest, und nicht etwa Weißes Kinderfreund, mag daran liegen, dass ihre geliebten Helden sie zu Höhenflügen und Größenphantasien anregen, die im Kontrast stehen zu ihren eigenen Lebensumständen. Cicero oder Brutus agieren in dem Bereich, der immer mehr zum ausschließlichen Terrain von Männern wird: in der Öffentlichkeit. Sie ist und bleibt ein Mädchen, ihr Terrain ist und bleibt, bei aller Bildung respektive Kenntnis antiker Helden, die Privatsphäre, der Familienbereich, wenn auch inklusive Geselligkeit, in der ihr ihre Lektüre zugute kommt.

Auch Fanny Lewald begeistert sich neben Griechen und Römern mit Columbus oder Montezuma für männliche Helden. Auch sie identifiziert sich lesend mit dem anderen Geschlecht. Beide berichten nicht davon, sich für Bücher über Heldinnen oder berühmte Frauen erwärmt zu haben, über die beispielsweise in Plutarchs „Leben berühmter Frauen“ oder in Viten von Herrscherinnen etwas zu erfahren gewesen wäre.

Was sie beim Lesen begeistert, ist in diesen Fällen etwas, das es in ihren Leben nicht gibt und nicht geben wird, etwas, das sie unterschwellig auf Grenzen verweist, die durch den bürgerlichen Weiblichkeitsentwurf abgesteckt sind.

Aber im Lesen lassen die Mädchen diese Grenzen nicht gelten:

sie überspringen sie, und sei es auch nur sonntags nachmittags auf dem Dachboden. Und sie machen sich damit im Kopf eine ganz andere als ihre bürgerliche Frauen- und Familienwelt zugänglich.

Lesen, Bildung steht hier für kleine Fluchten, genauer: für kleine Fluchten ins Größere.

Um zusammenzufassen: Mit Margarethe Milow, Johanna Schopenhauer und Fanny Lewald lässt sich an drei Generationen von Kaufmannstöchtern verfolgen, was ihnen Lektüre bedeutete. Die drei Mädchen sind begeisterte und eifrige Leserinnen. Sie nutzen Lektüre ausgiebig als Möglichkeit, sich Kenntnisse und Wissen zu verschaffen bzw. an geistigen und kulturellen Auseinandersetzungen ihrer Zeit wenn schon nicht teilzunehmen, so doch teilzuhaben oder auch dazu, sich an den literarischen Vorlagen entlang auf kleine Fluchten aus ihrer Frauen- und Familienwelt zu begeben.

Anmerkungen

- 1 Vgl. Leseverhalten in Deutschland im neuen Jahrtausend: eine Studie der Stiftung Lesen / [Red.: Bodo Franzmann] Mainz: Stiftung Lesen [u.a.], 2001. (Schriftenreihe „Lesewelten“ ; 3). Die Studie basiert auf Leitfaden- und narrativen Interviews mit 2530 Deutschen ab 14 Jahren, wobei der Untersuchungsschwerpunkt bei 14- bis 30-Jährigen lag. In Deutschland wird dieser Studie zufolge generell weniger gelesen als vor 10 Jahren; nur noch sechs Prozent der Deutschen nehmen täglich ein Buch zur Hand, 1992 waren es noch 16 Prozent gewesen. Kaum bis gar nicht lesen 45 Prozent der Befragten (1992: ein Drittel).
- 2 Christine Garbe: Geschlechterspezifische Zugänge zum fiktionalen Lesen. In: Lesezeichen. Mitteilungen des Lesezentrums der Pädagogischen Hochschule Heidelberg. Heft 12/2002, S. 35-52, hier S. 52 f. Für ihren Artikel hat Christine Garbe Ergebnisse von drei empirischen Untersuchungen zum Leseverhalten herangezogen, die Geschlecht als Variable einbezogen haben.
- 3 Ich nehme in diesem Text Argumentationen auf aus meinem Buch: Deutsches Bildungsbürgertum. Bürgerliche Bildung zwischen 1750 und 1830. Phil. Diss. Universität Frankfurt 1984; eine illustrierte Überarbeitung erschien unter dem Titel: Zeit des Lesens. Zeit des Fühlens. Anfänge des deutschen Bildungsbürgertums. Berlin 1985. Weiter folge ich Ausführungen aus meiner unveröffentlichten Habilitationsschrift: Der Beitrag der Pädagogik bei der Durchsetzung des bürgerlichen Weiblichkeitsentwurfs. Universität GH Siegen 1993.
- 4 Germaine de Stael: Über Deutschland (De l'Allemagne, 1813). Hrsg. von Sigrid Metken. Stuttgart 1977, S. 115
- 5 Vgl. Johann Goldfriedrich: Geschichte des deutschen Buchhandels. Bd. III. Vom Beginn der klassischen Literaturperiode bis zum Beginn der Fremdherrschaft. 1740-1804. Leipzig 1909, S. 247 ff.
- 6 Zwischen 1773 und 1794 sollen nach einer zeitgenössischen Schätzung in Deutschland 5850 Romane erschienen sein. Vgl. Goldfriedrich: Geschichte. a.a.O., S. 274. Zur Ostermesse 1770 erschienen 46 Romane und Erzählungen, zur Ostermesse 1800 300 Romane. Vgl. Rudolf Jentzsch: Der deutsch-lateinische Büchermarkt nach den Leipziger Ostermeßkatalogen von 1740,

- 1770 und 1800 in seiner Gliederung und Wandlung. Leipzig 1912. S. 125 und 250
- 7 Vgl. Martin Welke: Gemeinsame Lektüre und frühe Formen von Gruppenbildungen im 17. und 18. Jahrhundert. In: Otto Dann (Hg.) (1982): Lesegesellschaften und bürgerliche Emanzipation. Ein europäischer Vergleich. München 1981, S. 29-54, hier S. 29
- 8 Vgl. Karl Lamprecht: Deutsche Geschichte. Dritte Abteilung: Neueste Zeit. Zeitalter des subjektiven Seelenlebens. Erster Band. Erste Hälfte. Freiburg 1906, S. 204
- 9 Rudolf Schenda: Volk ohne Buch. Frankfurt 1970, S. 442 f.
- 10 So war die Schuldichte in der Region Halle fast 100 Prozent, das heißt, fast jeder Ort hatte eine Schule, während das in Neu-Ostpreußen nur für etwa acht Prozent der Orte galt. Vgl. Wolfgang Neugebauer: Absolutistischer Staat und Schulwirklichkeit in Brandenburg-Preußen. (Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin. Bd. 62) Berlin 1985, S. 277.
- 11 Vgl. Ulrike Weckel: Zwischen Häuslichkeit und Öffentlichkeit. Die ersten deutschen Frauenzeitschriften im späten 18. Jahrhundert und ihr Publikum. Tübingen 1998, S. 311 (Studien und Texte zur Sozialgeschichte der Literatur; Bd. 61)
- 12 Rolf Engelsing: Die Perioden der Lesergeschichte in der Neuzeit. Das statistische Ausmaß und die soziokulturelle Bedeutung der Lektüre. in: Archiv für Geschichte des Buchwesens. Band X. (1970) Sp. 945-1002, hier Sp. 959
- 13 Vgl. Sophie von La Roche: „Ich bin mehr Herz als Kopf“. Ein Lebensbild in Briefen. Hrsg. von Michael Maurer. München 1983, S. 432, Anmerkung 134
- 14 An Wilhelmine von Zenge. Würzburg, d. 14. Septmbr. (1800) in: Heinrich von Kleist: Werke und Briefe in vier Bänden. Berlin und Weimar 1978. Bd. IV, S. 119
- 15 Vgl. Weckel: Frauenzeitschriften, a.a.O., S. 372 f.
- 16 Vgl. ebd. S. 310
- 17 Zit. nach Lambrecht: Deutsche Geschichte, a.a.O., S. 204
- 18 Joachim Heinrich Campe: Von den Erfordernissen einer guten Erziehung von Seiten der Eltern vor und nach der Geburt des Kindes. In: ders. (Hrsg.): Allgemeine Revision des gesammten Schul- und Erziehungswesens, von einer Gesellschaft practischer Erzieher. Bd. 2. Hamburg 1785, S. 173 ff.
- 19 Joachim Heinrich Campe: Wörterbuch der Deutschen Sprache. 5 Bde. Ein Ergänzungsband. Braunschweig 1807-1813. Bd. 3., S. 107
- 20 Johann Justus Möser: Patriotische Phantasien. 47. Stück. Vor die Empfindsamen (1778). In: ders.: Anwalt des Vaterlands. Ausgewählte Werke. Wochenschriften. Patriotische Phantasien. Aufsätze. Fragmente. Leipzig und Weimar 1978, S. 243
- 21 Anzeige für den ‚Historischen Calender für Damen auf das Jahr 1791‘ von Friedrich Schiller. Bey G. J. Göschen. In: Der neue Teutsche Merkur. Hrsg. von Christoph Martin Wieland. S. 197-211, zit. nach W. von Ungern-Sternberg: Chr. M. Wieland und das Verlagswesen seiner Zeit. Studien zur Entstehung des freien Schriftstellers. In: Archiv für Geschichte des Buchwesens XIV (1974), Sp. 1211-1532, hier Sp. 1221 f.
- 22 Vgl. z.B. Johann Gottfried Hoche: Vertrauliche Briefe über die jetzige abentheuerliche Lesesucht und über den Einfluß derselben auf die Verminderung des häuslichen und öffentlichen Glücks. Hannover 1794
- 23 J. G. Heinzmann: Einleitung und Entwurf zu einer Damenbibliothek. In: Die Feyerstunden der Grazien. Ein Lesebuch hrsg. von J. G. Heinzmann. Bern 1780, S. 402
- 24 vgl. (Anonymus): Hauskreuz. Briefe eines tröstbaren Wittwers. in: Jahrbuch für die Menschheit. 1790. Bd. 1. S. 244

- 25 Ernst Brandes: Über die Weiber. Leipzig 1787, S. 186
- 26 Caroline Böhmer an Lotte Michaelis, 22. März 1784. In: Unruhvolles Herz 1951. Briefe der Caroline Schelling. Hrsg. von Willi A. Koch, Leipzig, S. 34
- 27 Mechthild Raabe: Leser und Lektüre im 18. Jahrhundert. Die Ausleihbücher der Herzog August Bibliothek 1714-1799. 4 Bd., München 1989, Bd. 1, S. 487; Bd. 4, S. 581. 578. Vgl. auch Dies.: Wolfenbüttele Schullalltag und Schülerlektüre in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. In: Erich Bödeker (Hg.) Lesekulturen im 18. Jahrhundert (= Aufklärung. Jahrgang 6 (1991). Heft I), S. 5-26
- 28 Christa Kersting: Prospekt fürs Eheleben. Joachim Heinrich Campe: Väterlicher Rath für meine Tochter. In: Sklavin oder Bürgerin? Französische Revolution und neue Weiblichkeit 1760-1830. Hrsg. von Viktoria Schmidt-Linsenhoff. Marburg 1989, S. 373-390, hier: S. 374
- 29 Weckel nennt allerdings keine Zahlen. Vgl. Ulrike Weckel: Frauenzeitschriften, a.a.O., S. 327
- 30 Margarethe Milow: Ich will aber nicht murren. Hrsg. von Rita Bake und Birgit Kuipel. Hamburg 1987, S. 16; Johanna Schopenhauer: Jugenderinnerungen (1839). In: Dies.: Ihr glücklichen Augen. Jugenderinnerungen, Tagebücher, Briefe. Hrsg. von Rolf Weber. Berlin 1978, S. 94; Fanny Lewald: Meine Lebensgeschichte. Erster Band: Im Vaterhause. Berlin 1871, S. 157, 176
- 31 Als Autoren erwähnt Margarethe Milow Ewald von Kleist, Gellert, Lessing und Klopstock.
- 32 Milow: Ich will aber nicht murren, a.a.O., S. 18
- 33 Schopenhauer: Jugenderinnerungen, a.a.O., S. 97 f.
- 34 Ebd., S. 115
- 35 Ebd., S. 81
- 36 Jean Jacques Rousseau: Emil oder Von der Erziehung (1762). München 1979, S. 539
- 37 Adolf Freiherr von Knigge: Über den Umgang mit Menschen (1788). Leipzig 1969, S. 184
- 38 Lewald: Im Vaterhause, a.a.O., S. 105
- 39 Ebd., S. 396
- 40 Vgl. Pia Schmid: Zeit des Lesens. Zeit des Fühlens. Anfänge des deutschen Bildungsbürgertums. Berlin 1985, S. 89 ff.
- 41 Milow: Ich will aber nicht murren, a.a.O., S. 29
- 42 Ebd., S. 204
- 43 Ebd., S. 200
- 44 Schopenhauer: Jugenderinnerungen, a.a.O., S. 94 f.

Nikolaus Gatter

„... ihr Losungswort ist Oeffentlichkeit in allen Dingen“

Ludmilla Assing, erste Biographin der Sophie von La Roche

„Es war den 18. Februar 1807, als *Sophie* sanft und schmerzlos dahinschied, in ihrem begonnenen sechsundsiebzigsten Jahre. Ihrem schon früher ausgesprochenen Wunsche gemäß wurde sie auf dem ländlichen Kirchhofe des eine halbe Stunde von Offenbach entfernten, am Mainufer belegenen Dorfes Bürgel [...] beerdigt. Hier wollte sie ruhen, die Protestantin, obgleich das Dorf Bürgel katholisch war; und auch hierin zeigte sie wieder, wie in ihrem ganzen Leben, daß ihr die Menschenbeziehungen weit wichtiger und bedeutsamer waren, als jene Religionsverschiedenheiten, unter welchen sie so viel zu leiden gehabt, daß sie, inmitten aller Spaltungen und Streitigkeiten stets frei blieb von beschränkter Parteisucht und blindem Haß. – Ehe in Offenbach eine katholische Kapelle erlaubt wurde, gingen die daselbst wohnenden Katholiken nach Bürgel in die Kirche, und erhielten auch dort ihr Begräbniß. Es war zweifelhaft, ob man dies letztere einer Evangelisch-Lutherischen Frau als Ausnahme gestatten würde; aber auf die Anfrage der Familie antworteten der Pfarrer und die Gemeinde einstimmig bejahend, mit dem Ausspruch:

„Eine so tugendhafte und wohlthätige Frau sei eine Zierde ihres Kirchhofes.“¹

Diese Erzählung findet sich am Ende der Biographie der Sophie von La Roche, um die es hier geht. So kurios uns die Problematik der Beisetzung heute erscheinen mag, für Ludmilla Assings Zeitgenossen war die Überwindung konfessioneller Schranken und Zwänge, was sie noch immer ist: eine konfliktträchtige Zeitfrage. „Religionsverschiedenheiten“ weniger wichtig zu nehmen als „Menschenbeziehungen“ war damals wie heute nicht selbstverständlich. Spätestens seit der Revolution von 1848 herrschten in der auf das Gottesgnadentum fixierten preußischen Monarchie kaum überwindbare Gegensätze z. B. zwischen ultramontanen und preußisch-pietistischen Partegängern, die später in Bismarcks ‚Kulturkampf‘ gipfelten. Einig waren sich die christlichen Kirchen nur im Abscheu vor der bildungsbürgerlichen Moderne, wie sie die Weimarer Klassik verkörperte, im Kampf gegen jede bürgerliche Gleichstellung der Juden und in ihrer traditionellen Misogynie. Es kann nicht verwundern, dass die erste Lebensschilderung der ersten Romanautorin deutscher

Sprache in einer theologischen Zeitschrift verrissen wurde.

Für die Autorin rührte die Erkenntnis, dass Sophie von La Roche konfessionelle Toleranz vorgelebt hatte, an ihr eigenes Selbstverständnis. Wenige Wochen vor Erscheinen des Buchs im April 1859 war ihr Onkel verstorben, an dessen Seite sie seit über fünfzehn Jahren in Berlin gelebt hatte. Karl August Varnhagen von Ense wurde, wie es in den Nachrufen hieß, „obwohl er Katholik war, seinem Wunsche gemäß gleich seinem Vater auf protestantischen Friedhof“², und zwar „nach seiner Anordnung ohne Beistand eines Geistlichen begraben“³; übrigens nicht neben seiner 1833 verstorbenen Ehefrau, deren Sarkophag, testamentarischen Wünschen folgend, noch bis 1867 in der Trauerkapelle des Dreifaltigkeitskirchhofs am Halleschen Tor stand. Rahel Varnhagen, mit ihrem philosophischen Briefwerk für die Frauenbildung so maßgeblich wie Sophie von La Roche, war jüdischer Herkunft, doch fehlt ihr Geburtsname Levin im Testament und auf ihrem späteren Grabstein; der von ihrer Familie angenommene Name Robert stand auf dem protestantischen Taufschein von 1814, der ihr die zusätzlichen Vornamen Antonie Friederike beilegt.⁴

Jüdischer Herkunft war auch der Vater Ludmilla Assings gewesen. Dr. med. David Abraham Assur aus Königsberg hatte sich 1816, als Voraussetzung für seine Niederlassung in Hamburg und den Schwur des Bürgereides, der

(protestantischen) Taufe unterzogen und ließ auch seine Kinder entsprechend taufen. Anders als Rahel hatte er aber keine christlichen Taufnamen angenommen. Er variierte nur den Nachnamen und behielt mit „David Assur Assing“ seinen Familiennamen als *middle name* bei. Seine Ehefrau, die Erzieherin Rosa Maria geb. Varnhagen war evangelisch-lutherisch, ihr jüngerer Bruder Karl August katholisch getauft. Schon ihre Eltern, Anna geb. Kuntz aus Straßburg und der Düsseldorfer Medizinalrat Johann Jakob Andreas Varnhagen hatten „zur großen religiösen Beunruhigung seiner sehr katholischen und strenggläubigen Mutter, die nur mit Widerstreben eine Protestantin ihre Schwiegertochter werden ließ“⁵, eine gemischt konfessionelle Ehe geführt. Doch anders als der Protestant Georg Friedrich Gutermann, der die Verbindung seiner siebzehnjährigen Tochter Sophie mit dem Arztkollegen Bianconi zu verhindern wusste, gab sich Maria Antonetta Amalia Varnhagen mit der getrennten religiösen Erziehung der Kinder zufrieden; wenn schon nicht Schwiegertochter und Enkelin, sollte wenigstens der Enkel katholisch werden (in einer Phase der Familientrennung wurde Karl August dann allerdings eine Zeitlang bei Lutheranern in der rheinischen Diaspora untergebracht).

Für Leserinnen und Leser von *Sophie La Roche, die Freundin Wielands*, lag die „Zeit der Empfindsamkeit“, die mit einem Varnhagen-Zitat eingangs als „nothwen-

dige Epoche unserer Kulturgeschichte“ bezeichnet wird, schon fast ein Jahrhundert zurück. Das Vergegenwärtigen jener Ära hielt Karl August Varnhagen für geboten, weil sie als überzeitliche, von jeder Generation neu zu vollziehende Entwicklungsstufe zu verstehen sei: „Wir Jetztlebenden alle haben unsern Antheil an diesen Ergebnissen, wir Alle genießen der Frucht jener Bemühungen, auch wo wir es nicht wissen, noch ahnden. Jene Zeit ist vorüber als Epoche der Nation, aber dem Einzelnen wiederholt sie sich als Uebergang noch stets in eigener Lebenserfahrung.“⁶ Als „eine seltsame Zeit damals in Deutschland“ charakterisiert Ludmilla Assing die Empfindsamkeit: „Die Gemüter waren in begeisterter Erregung, und gaben sich freudig den Einflüssen der Poesie hin, die Gleichfühlenden und Gleichdenkenden schlossen sich mit Wärme und Innigkeit aneinander; es entstand damals ein wahrer Kultus der Freundschaft und der Zusammengehörigkeit, der zu den höchsten und edelsten Zielen anfeuerte. [...] Man sehnte sich nach Mittheilung, nach einem Austausch der noch gährenden Ideen und Empfindungen.“⁷

Das Adjektiv ‚empfindsam‘ benutzte zuerst Louise Adelgunde Victoria Gottsched 1757 in einem Brief; *Empfindsame Reise* lautete 1768 auf Lessings Vorschlag die Übersetzung des Romans *Sentimental Journey* von Lawrence Sterne. Doch die Romane, mit denen die Empfindsamkeit in Deutschland aufkam, trugen

Frauennamen wie *Pamela* (1740) und *Clarissa* (1749) von Richardson, die *Geschichte des Fräuleins von Sternheim* der Sophie von La Roche oder *Das Leben der schwedischen Gräfin von G**** von Gellert. Frauen waren Protagonistinnen und Zielgruppe von Rührstücken (*Die zärtlichen Schwestern* von Gellert, 1747) und moralischen Wochenschriften; überdies griffen sie, wie nicht nur das Beispiel Sophie von La Roche zeigt, zunehmend selbst zur Feder. Doch war die Empfindsamkeit mehr als ein Leseerlebnis; Assing erwähnt ausdrücklich das Bedürfnis nach geselligen Zusammenschlüssen und ‚Mittheilung‘. Mit ‚Zärtlichkeit‘, die wir vielleicht mit ‚emotionale Intelligenz‘ übersetzen dürfen, setzte das gebildete Bürgertum (und der verbürgerlichte kleine Adel) dem aufgeklärten und zugleich bornierten Zweckrationalismus des Absolutismus einen eigenen Tugendbegriff entgegen. Dies geschah sowohl literarisch vermittelt als auch, mit Symbolik und Ritualen verbrämt, in freimaurerischen und geselligen Zirkeln.

Zu Beginn der 1770er Jahre trafen sich z. B. die sogenannten »Empfindsamen« unter Decknamen im Herrngarten zu Darmstadt: „Urania“ hieß die Hofdame der Herzogin von der Pfalz-Zweibrücken, Henriette von Roussillon; Sophie von La Roche wurde „Mylady Seymour“ genannt. Karoline Flachland (damals bereits mit Johann Gottfried Herder verlobt) ging als „Psyche“; Luise von Ziegler, das Hoffräulein der Landgräfin von Hessen, wählte „Lila“ als Pseudo-

nym.⁸ Lila hütete ein Schaf und wohnte in einem „Hüttchen von Geißblatt“, wo sie „ein Schüsselchen mit Erdbeeren, ein Stück Schwarzbrot, ein Trunk frisch Wassers“ zur Mahlzeit aufsticht. Naturverbundenheit und Kultivierung des Gefühlslebens, tränenreiche Klopstock-Lektüre und Selbstvergewisserung beim Brief- und Tagebuchschreiben sollten Empfindung und Moral befördern. Goethe dichtete in diesem Kreis einen *Fels-Weihegesang an Psyche*: „Mit einem Kuß und Träne im Herzen“ nahm er Abschied, um in Wetzlar zu studieren und das Kultbuch seiner Generation zu schreiben: *Die Leiden des jungen Werthers*.⁹ War schon die umstrittene ‚Felsweihe‘ ein Vorrecht des Genies, des schöpferischen Alleinherrschers, der sich herausnehmen kann, eine eigene Landmarke mit Namen zu versehen und dem Andenken an eine schöne Frau zu widmen (vom eifersüchtigen Herder wurde er dafür als „irrer Götzenpriester“ verspottet), so brach erst recht der *Werther*-Skandal dem Starkult um Goethe die Bahn.

Schirmherrin der Darmstädter „Empfindsamen“ war Karoline Henriette von Hessen-Darmstadt, die Goethe als „einsichtsvolle und große Landgräfin“ titulierte und deren Kriegszahlmeister Johann Heinrich Merck mit ihm im März 1772 zu Sophie von La Roche reiste. Friedrich der Große ehrte das Andenken an die Landgräfin mit einer Urne, auf der „femina sexu, ingenio vir“ stand (Frau von Geschlecht, an Geisteskraft ein

Mann). Sie regte die Herausgabe der Klopstockschen Oden an und lud Wieland, Gleim, Herder und La Roche an ihren Hof. Es gelang dieser tapferen Frau, ihre sämtlichen fünf Töchter (neben diesen hatte sie noch drei Söhne zur Welt gebracht) trotz notorischen Fehlens einer repräsentativen Aussteuer standesgemäß an europäischen Fürstenhäusern zu verheiraten. Von Sophie wird in Assings Buch folgende Anekdote berichtet: „Wenn sie einmal zu der großen Landgräfin von Darmstadt sagte, daß sie immer bei der Zeitungsnachricht von der Vermählung einer jungen Fürstin für die Braut bete, so war dies gewiß in ihr keine höfische Unterordnung gegen die Prinzessin, sondern nur der einfache Antheil für die Frau, da die Braut in der Hütte wie auf dem Thron bei ihr dasselbe Mitgefühl fand.“¹⁰

‚Mitgefühl‘: ein weiteres Schlüsselwort der Empfindsamkeit. Solche Fürbitten hätte Karoline von Hessen-Darmstadt selbst bitter nötig gehabt, als sie den Erbgrafen Ludwig von Hanau-Lichtenberg ehelichte. Dieser verbrachte nach seiner Thronfolge mehr Zeit bei den Soldaten als bei ihr und widmete seine ganze Aufmerksamkeit seiner Operettenarmee, deren Uniform er ständig verbesserte und für die er nicht weniger als 30.000 Marschmusikern komponierte (ohne selbst je in die Schlacht gezogen zu sein). Damit sie in Pirmasens täglich und bei jedem Wetter exerzieren konnte, wurde eigens eine monströse Halle errichtet,

während das Schloss verfiel. „Seit dem 12. August 1741 bin ich mit meiner Gemahlin vermählt gewesen“, notierte der Landgraf, als seine Frau verstorben war, „bis den 30. März 1774: 32 Jahre, 13 Wochen, 6 Tage. Hiervon bin ich bei ihr gewesen 14 Jahre, 13 Wochen, 2 Tage, also abwesend von ihr: 18 Jahre, 19 Wochen, 4 Tage. Seit der Zeit, als ich mich meiner Gemahlin versprochen, habe ich von ihr 2555 Briefe erhalten.“¹¹

Landgraf Ludwig mag ein Sonderling gewesen sein, doch macht das Zitat anschaulich, weshalb eine Art Gefühlskultur mitten im Zeitalter der Aufklärung und des männerdominierten wissenschaftlichen Fortschritts zum Bedürfnis wurde, auch wenn sie sich mitunter in Formen äußerte, die uns heute bizarr erscheinen. Die Sprache der Empfindsamkeit hat sich allerdings dauerhaft eingeprägt.¹² Sie war eine säkularisierte Fortbildung des Vokabulars pietistischer Erbauungsschriften, das schon die Gottschedin in ihrer Komödie *Die Pietistery im Fischbein-Rocke* (1736) parodiert hatte. Zwar ist die exzessive Verwendung von Gedankenstrichen und Ausrufezeichen in der modernen Literatur, von Arno Schmidt einmal abgesehen, kaum mehr üblich, doch sind viele Ausdrücke jener Epoche noch immer lebendig. „Innerlichkeit“ und „Einfühlung“ sind Allgemeingut geworden, „Seelenadel“ oder „Herzensbildung“ werden in Heiratsannoncen verlangt, „mit etwas umgehen“ und „sich hineinversetzen“ gehört zum Jargon der Therapiegruppen. Hatte es

doch schon damals eine psychologische Zeitschrift mit Fallstudien gegeben: das 1782 von Karl Philipp Moritz gegründete, zuletzt mit seinem Freund, dem jüdischen Gelehrten Salomon Maimon, herausgegebene *Magazin für Erfahrungsseelenkunde*.

Hören wir kurz hinein in den O-Ton der Empfindsamkeit, lesen wir Goethe: „Was ich von der Geschichte des armen Werthers nur habe auffinden können, habe ich mit Fleiß gesammelt, und leg es euch hier vor, und weiß, daß ihr mir's danken werdet. Ihr könnt seinem Geist und seinem Charakter eure Bewunderung und Liebe, und seinem Schicksaale eure Thränen nicht versagen. Und du gute Seele, die du eben den Drang fühlst wie er, schöpfe Trost aus seinem Leiden, und laß das Büchlein deinen Freund sein, wenn du aus Geschick oder eigener Schuld keinen nähern finden kannst.“¹³ Das Bemühen, herkömmliche Stilkonventionen zugunsten einer zwangloseren, gesprochenen Rede angenäherten Schreibweise zu durchbrechen, prägt nicht nur den Briefroman, sondern auch die Korrespondenz, für die Christian Fürchtegott Gellert eine Anleitung mit Textbeispielen gab. Und kaum jemand dürfte die Empfehlung, ihre Briefe als freie Nachahmung mündlicher Gespräche aufzufassen und mangels besserer Geselligkeit das Büchlein zum Freund zu machen, so ernst genommen haben wie Rahel Levin.

„Ein *Fest* war sonst ein neuer Band *Goethe* bei mir“, schrieb Ra-

hel am 22. Juli 1808 dem vierzehn Jahre jüngeren Varnhagen; „ein lieblicher, herrlicher, geliebter, gehörter Gast, der mir neue Lebensforten zu neuem unbekanntem, hellen Leben gewiß erschloß. Durch all mein Leben begleitete der Dichter mich unfehlbar, und kräftig und gesund brachte der mir zusammen, was ich, Unglück und Glück zersplitterte, und ich nicht sichtlich zusammenzuhalten vermochte. Mit seinem Reichthum machte ich Kompagnie, er war ewig mein einziger, gewissester Freund; mein Bürge, daß ich mich nicht nur unter weichenden Gespenstern ängstige; mein superiorer Meister, mein rührendster Freund, von dem ich wußte, welche Höllen er kannte! – kurz, mit ihm bin ich erwachsen, und nach tausend Trennungen fand ich ihn immer wieder, er war mir unfehlbar; und ich, da ich kein Dichter bin, werde es nie aussprechen, was er mir war! Noch muß ich weinen, so rührt es mich!“¹⁴ Dieser sentimentale Goethe-Kult hatte zugleich eine ganz praktische Funktion, wenn Rahel im Trauerfall Bücher verschickte, ein Trost, den Friederike Liman am 13. Juni 1821 erwiderte: „Meine liebe, gute R.: Ich muß es dir unendlich dancken daß Du mich bey meinen Leiden mit dem aus dem Himel gesandten neuen Werke Göthens wirklich waß man sagt ein wenig aufgerichtet hast. [...] Mich im einzelnen über dem Buche selbst auszulaßen ist mir bey meiner jetzigen Schwäche nicht recht möglich so viel weiß ich aber daß ich gar nicht glaube etwaß waß man so nent gelesen

zu haben, sondren ich glaubte, in der Nähe G: versetz und dieses alles im natürlichsten tohn des umgangs [...] nach und nach gehört zu haben.“¹⁵

Dieser pragmatische Umgang mit dem Dichterwort ist eine Reminiszenz an die moralische Nutzenanwendung, die der schönen Literatur von der Aufklärungsästhetik abverlangt wurde. Sophie von La Roche hatte sich mit dem erbaulichen happy end ihres *Fräuleins von Sternheim* von diesem Anspruch nicht so radikal emanzipieren können¹⁶ wie Goethe, der am Schluss des *Werther* zum Entsetzen der Philisterwelt keine vermittelnde, den Selbstmord verurteilende Lehre folgen ließ. La Roches Lebenswerk wird von ihrer Biographin in drei unterschiedlich bewertete Teile gegliedert. Nützliche Erziehungsschriften für junge Frauenzimmer, die sie vielleicht aus Rosa Maria Varnhagens Töcherschule kannte, und die Zeitschrift *Pomona* hielt Assing für das eigentliche Hauptwerk. Gelobt werden auch La Roches Reiseberichte, wo „ruhige Betrachtung, reflectirender Verstand und einfache Geradheit“ vorherrschen. Ihre Romane, denen nur als zeittypischer Ausdruck der Empfindsamkeit eine allenfalls kulturhistorische Bedeutung zukomme, gelten dagegen als nachrangig; in ihnen herrsche „jenes empfindungsvolle Gefühl [...], wie es in der Zeitrichtung ihrer Jugend lag“.

Mit unverkennbarer Ironie charakterisiert Assing „jene unter Thränen lächelnden Heldinnen

[...], die von den schwersten Schicksalsschlägen gebeugt, um ihrer Tugenden willen leiden müssen, und in dem stillen Bewußtsein ihrer Vortrefflichkeit ihre einzige Stütze finden. Sophie von Sternheim, Rosalia, Miß Lony, u.s.w., alle sind sie tugendhaft und voll überschwänglichen Gefühls; sie sind meistens in einfach Englischem Anzug, und lieben alles, was Englisch ist, wodurch sie gegen den beliebten französischen Modeputz und seine Uebertreibungen angenehm abstechen. Die Helden sind häufig junge Engländer von edelster Gesinnung und vielem Gelde. Die Zimmer haben zarte Farben, sie sind blaßgrün oder blaßblau, mit Kupferstichen an den Wänden; in den Gärten stehen Urnen mit zärtlichen Inschriften und vielsagenden Allegorien, vor denen man wohl zuweilen niederkniet und sich ewige Liebe und Freundschaft schwört. Was uns an diesen pathetischen Gestalten, die bald mit bedeutungsvollem Blick und erhobenen Händen sich zum Himmel wenden, bald sich gerührt in die Arme sinken, oder einer auf der Hand des andern weinen, übertrieben und unnatürlich vorkommen möchte, erschien damals niemandem so; ja, es war in der That zum größten Theile die treue Darstellung des damaligen Lebens, und somit sind diese Romane [...] immer interessant und charakteristisch, und von bleibendem Werth.“¹⁷

Ein Nachhall dieser empfindsamen Geselligkeit war wohl noch der Freundschaftskult, der

in Ludmilla Assings Elternhaus gepflegt wurde. Gut ein Vierteljahrhundert nach dem Erscheinen der *Leiden Werthers* hatte sich in Hamburg ein solcher Kreis um Rosa Maria Varnhagen gebildet, die in jüdischen Familien als Hauslehrerin arbeitete und sich später selbstständig machte.¹⁸ Der schwäbische Medizinstudent und spätere „Geisterseher“ Justinus Kerner lernte Rosa Maria und ihre Freundin Amalia Schoppe, ebenfalls Erzieherin, während seines Hamburg-Aufenthalts im Frühjahr 1809 im Haus der Oppenheimers Auf dem Kamp Nr. 276 kennen. Dort saß man „um den [...] wohlbekanntem runden Tisch zum erwärmenden Thee“, wenn Kerner aus seinen Gedichten las und auf der Maultrommel spielte. Man wurde selbst kreativ bei der Teilnahme an Musenalmanachen (die Damen nur unter Vornamen), der Anfertigung von Scherenschnitten, der Lesung von Dramen mit verteilten Rollen¹⁹ und – weil die meisten Freunde in Süddeutschland wohnten und die Verbindung zu Rahel und Karl August Varnhagen in Berlin nicht abreißen sollte – in ausgiebigen Briefwechseln. Dem Freundschaftsbund, der sich daraus entwickelte, gehörten beispielsweise Ludwig Uhland, Adelbert von Chamisso, Rahels Bruder Ludwig Robert, Fanny Tarnow, Friedriche de la Motte Fouqué und Gustav Schwab an. Als wolle sie Sophie von La Roches Nachfolge antreten, wurde die Fehmarnerin Amalia Schoppe Journalistin, erfolgreiche Zeitschriftengründerin, Autorin von vielbändigen

Romanen, Hausbüchern und Erziehungsschriften.

In den späten 1820er Jahren führte die inzwischen verheiratete Rosa Maria Assing einen Salon, in dem jungdeutsche und rebellische Schriftsteller verkehrten: Heine, Hebbel, Theodor Mundt, Ludolf Wienbarg, Ludwig Wihl, Karl Gutzkow und Georg Schirges; jüdische Aufklärer wie Gabriel Riesser und Salomon Ludwig Steinheim kamen hinzu. Von den Töchtern des Hauses, Ottilie (geb. 1819) und Ludmilla (geb. 1821) schrieb ein Besucher dieser Abende später, sie seien „gleichsam im Banne der Musen herangewachsen“ und „bei aller Liebenswürdigkeit [...] Philosophinnen“ gewesen, „scharf kritische Wesen, die sich die Welt nach einem strengen Gesetz zurechtgelegt hatten und von sich wiesen, was diesem sich nicht fügen wollte. [...] Die Mädchen waren sonst in ihrem Denken und Fühlen sehr modern, sie hatten dies von der Mutter. [...] Sie schwärmten für das dunkle Capitel der Frauen-Emancipation, verehrten die Georges Sand als eine Hohepriesterin und hegelten so rücksichtslos ins Aschgraue hinein, daß der gute Wihl, wie er behauptete, sich manchmal wie ein Mädchen vorkam und sehr roth wurde. Daneben waren sie fanatisch jungdeutsch und interessirten sich aufs höchste für Alles, was diesem neuen Begriff im entferntesten anhing.“²⁰

Beide Mädchen, die nach dem Tod ihrer Eltern 1842 zu Varnhagen nach Berlin übersiedelten,

sind später journalistisch und an der Seite von Revolutionären hervorgetreten. Ottilie Assing überwarf sich mit dem Onkel, der sich aus der Nähe weniger revolutionär ausnahm als erhofft, und übersiedelte nach einer Fehlspekulation mit einem Hamburger Theaterunternehmen, die ihr ganzes Vermögen kostete, 1851 in die Vereinigten Staaten. Dort trat sie Amalia Schoppes Nachfolge als Korrespondentin für *Cottas Morgenblatt für gebildete Leser* an und lernte bei einem Interview den Afroamerikaner Frederick Douglass kennen. Der Vorkämpfer der Antisklavereibewegung, der es bis zum US-Marschall brachte, wurde Ottilies Geliebter; als seine Mitarbeiterin übersetzte sie 1860 seine Autobiographie *Sklaverei und Freiheit* ins Deutsche.²¹

Ludmilla Assing hütete den literarischen Nachlass ihres Onkels Varnhagen und ging während der Debatte um dessen Veröffentlichung, von der noch die Rede sein wird, 1861 nach Italien, wo sie sich dem linken Flügel des Risorgimento, der italienischen Freiheitsbewegung anschloss. Sie wurde Italien-Korrespondentin für die *Frankfurter Zeitung*, die *Wiener Neue Freie Presse* und die *Allgemeine Zeitung*, arbeitete aber auch für italienische Blätter, übersetzte Mazzinis Schriften und schrieb Biographien ihrer revolutionären Freunde Piero Cironi, Giovanni Grilenzoni und Federico Campanella.²² Feuilletons deutscher Zeitschriften hatte sie seit 1842

beliebert; die Märzrevolution von 1848, die sie an Varnhagens Seite erlebte, begleitete sie mit Berichten über den Barrikadenkampf in Berlin, die anonym oder mit dem Vermerk „aus dem Tagebuch einer deutschen Frau“ erschienen.²³ Dass sie ihre demokratische Gesinnung nicht verhehlte (ebensowenig ihr Onkel), wurde ihr in den vornehmeren Salons von Berlin verübelt. In der *Vossischen Zeitung* erschien im Oktober 1848 eine anonyme Anzeige, in der ihr unverhohlenen Prügel angedroht wurden, falls sie nicht „ihre bluthroth republikanischen Gesinnungen etwas mäßigen wolle“. Karl Marx, der ihre publizistische Tapferkeit schätzte (auch wenn er sie despektierlich „Camilla Essig“ nannte) war stolz darauf, dass seine *Neue Rheinische Zeitung* gegen solche „Heldenthaten - gegen Frauen“ polemisiert hatte.²⁴

Vor diesem Hintergrund ist Assings Kritik an Sophie von La Roche zu verstehen, die zugleich eine Abrechnung mit der vermeintlich unpolitischen, letztlich aber doch zum Konservativen tendierenden Empfindsamkeit ist: „Die französische Revolution“, stellte sie fest, „erschreckte *Sophien*; sie, die lebenslang für Freiheit und Menschenrechte gewesen war, [...] die bisher immer auf der Höhe ihrer Zeit gestanden, konnte doch bei dem großen und kühnen Heldendrama, welches Frankreich vor den erstaunten Augen der Welt aufführte, nicht mehr den klaren Ueberblick behalten. Für Mirabeau konnte sie sich noch

begeistern, als aber die Wogen der Revolution höher gingen, und andre Gestalten den Schauplatz beherrschten, da konnte sie sich nicht mehr zurechtfinden, und obgleich sie selbst vor einigen Jahren in Paris mit richtigem Urtheil die Mißbräuche und Bedrückungen erkannt hatte, die das Volk zu gerechter Erbitterung entflammen mußten, so vergaß sie dies alles vor Entsetzen über die schrecklichen Blutszenen, und wandte Ludwig dem Sechzehnten und der ganzen königlichen Parthei ein gefühlvolles Mitleid zu [...].“

Varnhagens Nichte erlebte mit 27 das Scheitern des demokratischen Aufbruchs von 1848, Sophie von La Roche stand schon im sechzigsten Lebensjahr, als die Bastille gestürmt wurde. Diesen Generationsunterschied führt Assing zur Entlastung ihrer Heldin an, indem auch sie geschichtliche Epochen auf menschliche Entwicklungsstufen bezieht: „Nur wenige Menschen haben die Kraft, ihr ganzes Leben hindurch mit der Entwicklung ihrer Zeit gleichen Schritt zu halten; waren sie ihr auch wohl eine Zeitlang voraus, in der edlen Begeisterung der ersten Jugend, und in der Reife und Klarheit des mittleren Alters, so erlahmt doch leicht später ihr Geist, und die Wogen, die sie sonst beherrschten, strömen unaufhaltsam über sie hinweg. Auch die edle und ausgezeichnete Frau, die bisher so muthig vorwärts gestrebt hatte, konnte nicht ganz diesem Geschick entgehen.“²⁵

Allen politischen Differenzen zum Trotz: Für die nach 1800 an die literarische Öffentlichkeit tretenden Frauen hatte La Roches literarische, wiewohl durch einen Mann – Christoph Martin Wieland – als Ratgeber und Herausgeber initiierte Karriere Modellcharakter. Nicht an die empfindsame Belletristik, wohl aber an die journalistischen Arbeiten ihres Vorbilds konnte Ludmilla Assing anknüpfen. Die Empfindsamkeit hatte schließlich auch bewirkt, dass Schriften belehrenden – heute würden wir sagen: informativen – Inhalts nicht mehr mit den in der Gelehrtenrepublik üblichen Gliederungen nach Einleitung, Hauptteil, a), b) und c) versehen wurden. Diesen Fortschritt wusste die Biographin zu würdigen: „Sophie band sich nicht zu sehr an eine strenge Form; aber was dadurch an Kunstvollendung verloren ging, wurde ersetzt durch frische Natürlichkeit und ein lebenswürdiges Sichgehenlassen. Manche ihrer Bücher, wie zum Beispiel die ‚Briefe über Mannheim‘ und der ‚Schreibetisch‘ sind deßhalb wie lebendige Gespräche einer geistreichen und eigenthümlichen Frau, die ohne eigentlichen Plan sich ihren Gedanken und Erinnerungen überläßt, denen der Leser gerne folgt. Und eine besondere Geschicklichkeit zeigt sich auch grade in dieser Behandlungsweise, und Wenigen möchte es wie ihr gelingen aus der Beschreibung ihres Schreibetisches und allem was sich an diesen knüpft, zwei unterhaltende Bände zu machen.“²⁶

Ihre erste selbstständige Veröffentlichung von 1857 hatte Assing einer heute vergessenen Berliner Salonière gewidmet, der Gräfin Elisa von Ahlefeldt.²⁷ Sie war die Witwe des Freischärlers Lützow und langjährige Mäzenin und Geliebte von Karl Immermann gewesen, der die Heiratsunwillige später zugunsten einer viel jüngeren Braut verließ. Seit Ahlefeldt in Berlin lebte, lud sie junge Leute ein, die bei ihr leichter Zugang fanden als in den stockpreußisch-konservativen Adelskreisen. In diesem Salon hatte Assing auch den gleichaltrigen Feodor Wehl kennengelernt, der ihr literarischer Verbündeter wurde und als Redakteur der *Jahreszeiten* und anderer Blätter ihre anonymen Korrespondenzen brachte. Doch kaum war ihr Erstling unter eigenem Namen gedruckt, als konservative Kritiker schon ‚Abweichung von einer gesunden und zumal weiblichen Denkungsweise‘, kurz, Unsittlichkeit unterstellten: „An vielen Stellen muß man sich fragen: Konnte das ein Deutsches Mädchen schreiben?“²⁸

Über ein Drittel des Buchs nehmen Briefe ein, die Assing aus dem Nachlass der Elisa von Ahlefeldt erhalten hatte, um ihre Lebensschilderung dokumentarisch zu ergänzen. Einen ähnlichen, wenn auch viel schmaleren Anhang bilden in ihrer La-Roche-Biographie die damals noch unbekanntenen Briefe des jungen Goethe an seine „Mama“. Doch hatten die Recherchen für das zweite Buch unter weit schwie-

rigeren Vorzeichen begonnen. Dessen Heldin war seit einem halben Jahrhundert verstorben und nahe daran, in Vergessenheit zu geraten; „ihre Werke“, schreibt Assing, „haben schon heute keine Leser mehr, und bald werden diese Werke mit Ausnahme weniger in Bibliotheken aufbewahrter Exemplare, ganz verschwunden sein. Und dennoch darf die vortreffliche, ausgezeichnete Frau, dürfen ihre großen und unlegbaren Verdienste nicht vergessen werden. Sie war die erste Schriftstellerin in Deutschland, welche auf dem Gebiete des Romans und des Erziehungsfaches mit Erfolg auftrat, und wenn sie in ersterem der damals herrschenden sentimental Morderichtung sich anschloß, so gewann sie durch letzteres, als edle und einsichtige Lehrerin der weiblichen Jugend, eine außerordentliche und wahrhaft einzige Wirksamkeit“.²⁹

Allerdings stand Assing eine Quelle von einzigartigem Reichtum zur Verfügung: die Autographensammlung ihres Onkels, dessen teils von Rahel hinterlassene, teils von befreundeten Stifterinnen und Stiftern eingesandte Briefkonvolute seit 1842 gewaltig angewachsen waren. Allein Sophies Enkelin Bettine von Arnim hatte ihm 1856 nahezu tausend handschriftliche Blätter geschenkt, da sie ihre Papiere in der Mauerstraße 36 besser aufgehoben wusste als in der eigenen Familie. Sammlerkollegen, mit denen Varnhagen mitunter tauschte, trugen mit Leihgaben

zum Werk seiner Nichte bei; so finden sich im Anhang unter der Überschrift „Nachweisung der gebrauchten Hilfsmittel“ Hinweise wie: „Ungedruckte Briefe von Sophie La Roche durch die Güte des Herrn Professor Dielitz in Berlin, aus dessen Handschriftensammlung“; auch Richard Zeune sowie Theodor Schmid in Halberstadt werden genannt. Da es selbst an den meisten gedruckten Büchern fehlte, wurden Goethe-Forscher wie Heinrich Düntzer³⁰, Verfasser der *Frauenbilder aus Goethes Jugendzeit*, und die Weimarer Großherzogliche Bibliothek um Leihgaben und Auskünfte gebeten.

Was die Autographensammlung des Onkels betrifft, so wird sie nicht eigens vermerkt, doch hatte Varnhagen die Autorin bereits zur künftigen Besitzerin bestimmt: in seinem Testament sowie durch eine zusätzliche Erklärung vom 7. Dezember 1856, die ihr den gesamten Bestand überschrieb und ihm selbst nur den Nießbrauch zu Lebzeiten vorbehielt. Eine Woche nach dem Schenkungsakt fasste sie den Plan zu ihrer La-Roche-Biographie, deren Entstehung Varnhagen über die nächsten zwei Jahre hinweg kontinuierlich begleitete. Dies zeigt ein Blick in seine Aufzeichnungen³¹, die seine Nichte posthum zu einem Drittel unter dem Titel *Tagebücher* publizierte (einige Zitate sind aus dem Manuskript nachgetragen):

16. Dezember 1856: „Mit Ludmilla vielerlei besprochen. Unter andern eine neue Aufgabe für ihr schriftstellerisches Talent er-

mittelt, eine Schilderung des Lebens von Sophie Laroche, und für die Zukunft, in weiter Ferne, eine gleiche Arbeit über Bettina von Arnim, wozu sie Hilfsmittel hat, wie niemand sonst.“

25. *Dezember 1856:* „Gute Gespräche mit Ludmilla, [...] besonders auch über Frau Sophie von La Roche, deren Briefe über Mannheim grade zur Hand waren.“

15. *April 1857:* „Nach dem Thee mit Ludmilla Schach gespielt, und noch viel mit ihr besprochen. Ein unerschöpfliches Thema für uns ist nun Sophie von La Roche, deren Leben sie schreiben will, und von der sie alles liest; in dieser Frau spiegelt sich ein großes Stück des vorigen Jahrhunderts ab, sie war mit den bedeutendsten Zeitgenossen in Verbindung, war eine Hauptlehrerin der Frauen, und viel von ihr lebt noch heute in ihrer Enkelin Bettina von Arnim.“

25. *September 1857:* „Von den Antiquariaten, die wir aufsuchten, hatte der eine nur hebräische Bücher, der andre war aus Berlin weggezogen, ein dritter, Scholem nomine Brühl, in der Oranienburgerstraße 85, handelt eigentlich nur mit alten Kleidern! Endlich, bei Franz in der Friedrichstraße 99, fanden wir ein Buch von Sophie von Laroche, das unsre bisher vergebliche Jagd etwas belohnte.“

21. *April 1858:* „Ausgegangen mit Ludmilla. In den Thiergarten zu Frau Bettinen von Arnim. [...] Für uns war sie überaus gütig, bot uns immer auf's neue die Hand, lächelte dankbar als ich ihr sagte,

daß Ludmilla sich mit Sophie von La Roche beschäftigte.“

11. *Juni 1858:* „Nach dem Thee mit Ludmilla viel über Sophie von La Roche und ihr Zeitalter gesprochen. Manche Hilfsmittel fehlen noch, und mit Ungeduld erwarten wir die aus Görlitz!“

11. *Juli 1858:* „Bettina fragte Ludmilla'n besorgt, sie habe doch nicht aufgegeben, das Leben der La Roche zu schreiben, und freute sich zu hören, daß es schon weit vorgerückt sei. Dann sagte sie, von der La Roche habe sie noch viele Briefe; auf die Frage von ihr oder an sie, erwiderte sie: ‚vielleicht von ihr!‘ was bezeichnend ist für ihre Kenntniß!“

4. *August 1858:* „Es war schon bekannt, daß Ludmilla an einer Biographie der Frau von La Roche schreibt, der Großherzog lieferte ihr dazu ein paar Anekdoten, die ihm erzählt worden waren.“

22. *August 1858:* „Mit Ludmilla die begonnene Durchsicht [ihrer Sophie La Roche] fortgesetzt. Sie hat sehr viel geleistet und schreibt sehr gut, besonders behält sie stets die Hauptsache, das Ganze, vor Augen, und ordnet die Nebenschilderungen geschickt unter. Ich habe Vergnügen, ihre Arbeit zu lesen, und ohne Zweifel wird sie Andern auch gefallen.“

1. *Oktober 1858:* „Geschrieben; Ludmilla gleichfalls, sie arbeitet ebenso fleißig als gewissenhaft, und thut sich selten volles Genüge; mir ist es eine Freude, dies mitanzusehen. Ob ihr neues Buch, Sophie von La Roche, den außerordentlichen Erfolg haben

wird, den das erste hatte, mag zweifelhaft sein, aber daß sie eben solchen und noch größeren verdient, das ist ganz gewiß.“

Neun Tage später, am 10. Oktober 1858, verstarb der Chronist, der gerade noch die Übergabe der Regenschaft des demenzkranken Preußenkönigs Friedrich Wilhelm IV. an seinen Bruder, den späteren Kaiser Wilhelm I. registrieren konnte. Die Biographie war um diese Zeit bereits abgeschlossen; im November begab sich die Autorin auf Verlagsuche. „Mein Onkel hat mein Buch noch in seinen letzten Lebenstagen gelesen, und freundlich darüber geurtheilt“, konnte sie dem Verlag F. A. Brockhaus mitteilen und bat darum – bei 2 Friedrichsd’or Honorar für den Druckbogen und 25 Freiexemplaren –, dass die Biographie im Februar des kommenden Jahres erscheinen möge.³² Doch obwohl in Leipzig schon eine Kalkulation vorlag, wurde man offenbar nicht handelseinig, und auch die Buchhandlung Reimer in Berlin erteilte im Frühjahr 1859 eine Absage.³³

Völlig anders erging es Assing mit den gleichzeitig begonnenen, in Zeitungsmeldungen angekündigten Publikationen *Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense*, deren Programm wohl teilweise noch zu dessen Lebzeiten gemeinsam erarbeitet worden war: „Hundertmal haben wir im Einzelnen und im Ganzen diesen Gegenstand besprochen, die gleiche Sinnesart, das innige Vertrauen, die uns verbanden, erleichterten die Verständigung.

Bei vielem ließ er mir ganz freie Hand, und oft erwiederte er auf meine Fragen mir in diesem und oder jenem etwanigen Fall seine Wünsche genau anzugeben: ‚Du wirst sehen! Folge *Deiner* Einsicht, *Deinem* Urtheil, nur ziehe nicht Andre unnöthigerweise in’s Vertrauen, thue alles allein, sieh alles allein durch, du wirst schon das Rechte thun!‘ – Einzelnes, was er bestimmt angab, habe ich treu und genau erfüllt.“³⁴

Zu den ersten Veröffentlichungen aus dem Varnhagen-Erbe gehörten Nachträge zu seinen vielbändigen *Denkwürdigkeiten* und *Vermischten Schriften*, Rahels Briefe an ihren Jugendfreund David Veit, die Herausgabe einer Abschrift ungeklärter Herkunft von Liebesbriefen Börnes an Henriette Herz sowie – im Februar 1860 – die *Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense*.³⁵ Von diesem Buch, das ungeheures Aufsehen erregte und die weiteren Lebensschicksale der Herausgeberin mitbestimmt hat, muss schon deshalb die Rede sein, weil es die Wirkung ihrer La Roche-Biographie nachhaltig überschattete.

Im Hinblick auf den Skandal, den die von Demokraten und Liberalen enthusiastisch begrüßten, in fast jeder Tageszeitung Europas beachteten Humboldt-Briefe auslösten, wirkt es wie eine prophetisch vorweggenommene Inschutznahme, wenn es 1859 in der La Roche-Biographie hieß: „Auffallend ist es, daß *Sophie* in allen ihren Schriften, besonders in ihren Reisen, alle die Personen,

denen sie begegnet, offen und ungescheut bei ihrem Namen nennt, und zwar nicht nur diejenigen, die in der Literatur oder sonst in der Öffentlichkeit eine Rolle spielen, sondern auch solche, die nur der Stille des Privatlebens angehören; sie beschreibt ihr Aussehen, erzählt ihre Schicksale, und theilt auch wohl ihre Gespräche mit. Man würde unseren heutigen Schriftstellern, wenn sie dergleichen wagten, auf das bitterste, Indiscretion und Rücksichtslosigkeit vorwerfen; damals war man harmloser, und sah nichts Schlimmes in solcher Veröffentlichung.“³⁶

Wie riskant ihr Vorhaben war, ahnte Ludmilla Assing, als sie Brockhaus eine Abschrift von zwanzig Humboldt-Briefen einsandte, um den Verleger „von dem Werthe des ganzen Werkes, welches einzig in seiner Art ist, und wie Ihnen nicht wieder ein zweites angeboten werden wird“, zu überzeugen: „Sicher werden auch die Tagebuchstellen meines Onkels großes Aufsehen erregen, welche zu dem brieflichen Verkehr noch die mündlichen Unterredungen hinzufügen.“³⁷

Als Naturwissenschaftler von internationalem Ruhm, der sich allerdings, was viele nicht wussten, mit selbstfinanzierten Forschungsreisen verausgabte und im Alter auf seine Stellung als königlich-preußischer Kammerherr und das Freundschaftsverhältnis mit Friedrich Wilhelm IV. angewiesen war, genoss Alexander von Humboldt beim Lesepublikum höchste Anerkennung.

In diesen Briefen bekannte er sich nun auch noch als Anhänger der Ideale von 1789, kritisierte die bedrückenden politischen Verhältnisse und kommentierte sarkastisch die Huldigungsschreiben gekrönter Häupter, die er Varnhagen für seine Autographensammlung überließ. Orthodoxe Frömmel mit ihren (bei Humboldt erfolglosen) Bekehrungsversuchen, die pietistische ‚Kamarilla‘ am Königshof und die reaktionäre Kreuzzeitungspartei wurden nicht geschont.

Im Hickhack um die Vertragsbedingungen, um redaktionelle Abmilderungen der oft drastischen Humboldtschen Ausdrucksweise und um ein Vorwort, das den Verlag von jeglicher juristischer Verantwortung dispensieren sollte, konstatierte Brockhaus, „wie schwierig es ist, mit Damen in geschäftlichen Dingen zu verhandeln“.³⁸ Für dieses Buch konnte Assing nämlich ein Bogenhonorar von 10 Friedrichsd'or erzielen, was nicht zuviel verlangt war. Als es in den letzten Februartagen 1860 erschien, war es im Handumdrehen überall ausverkauft.

Nachdem der Polizeipräsident von Berlin vergebens angeordnet hatte, die zirkulierende Auflage (wenige Wochen später waren, von Übersetzungen und Raubdrucken abgesehen, vier weitere gedruckt) zu beschlagnahmen und vom Innenminister zurückgepfiffen wurde, ließ sich Heinrich Brockhaus in Leipzig mit einem Trinkspruch feiern, „daß wir recht oft solche Bücher wie ‚Humboldts Briefe‘ verlegen möchten, die für

einen Tag in Preußen verboten würden“.³⁹ Der spätere Kaiser Friedrich III. hielt in seinem Tagebuch fest: „Ein infames Buch ‚Briefe Alex. v. Humboldts an Varnhagen‘ ist soeben erschienen, von einem gemeinen Demokratenweibe Ludmilla Assing herausgegeben, mit kompromittanten Äußerungen über den König und alle lebenden Zeitgenossen.“⁴⁰ Nur der Großherzog von Weimar, der die Herausgeberin anderthalb Jahre zuvor mit La-Roche-Anekdoten versorgt hatte, leistete effektives Skandalmanagement. Er versah eine seinen Adelsdünkel geißelnde Anekdote Humboldts am Seitenrand mit einem handschriftlichen Dementi („Lüge! Carl Alexander“) und stellte sein Exemplar in die damals schon öffentlich zugängliche Büchersammlung, die heutige Anna-Amalia-Bibliothek.⁴¹

Trotz ihres Bestseller-Erfolgs musste die Herausgeberin erleben, dass sie in den geselligen Kreisen Berlins geächtet wurde. Im November 1859 hatte sie die preußische Staatsbürgerschaft beantragt und war - eine Vorbedingung - aus dem Hamburgischen Staatsverband ausgeschieden. Als das Buch gedruckt vorlag, wurde ihr die Einbürgerung verweigert und sie blieb zunächst staatenlos, bis im Spätherbst 1860 eine von Ferdinand Lassalle glänzend formulierte Beschwerde beim Innenministerium Erfolg hatte. Henriette Solmar, deren Salon Varnhagen fast allabendlich besucht hatte, lud seine Nichte förmlich aus, um keinen Streit

unter den Gästen aufkommen zu lassen.

Die konservative Presse, allen voran die *Kreuzzeitung*, begann eine Verleumdungskampagne, die mit jeder Publikation neu aufflamte, zumal im Winter 1861 die ersten Bände *Tagebücher Varnhagens* folgten - eine unverblümte Chronik der Märzrevolution, ihrer Vorgeschichte und der nachfolgenden Ära der Reaktion. Die Veröffentlichung hatte Karl August Varnhagen von Ense ausdrücklich gewünscht, als er 1837 notierte: „Die Welt sieht bis jetzt nur mein Censurleben; es wäre doch billig, daß sie auch mein censurfrees kennen lernte!“⁴² Doch unter Bismarck sollte jede geschichtliche Erinnerung an die vormärzliche Opposition und den demokratischen Aufbruch ausgelöscht werden. Die längst in Florenz lebende Herausgeberin wurde wegen Majestätsbeleidigung und anderer ‚Preßvergehen‘ zu mehrjähriger Gefängnisshaft verurteilt. Die preußische Obrigkeit ließ sie steckbrieflich suchen, doch selbst das Auslieferungsbegehren an fremde Staaten konnte ihr in Italien nichts anhaben.

Mit ihren umstrittenen Büchern hatte Assing eine „europäische Reputation“ erlangt; Fürst Pückler, der ihr dies prophezeit hatte, beschloss seinerseits, ihr seine Papiere ebenfalls zur posthumen Veröffentlichung zu überlassen.⁴³ Am meisten verunsicherte die Kritiker, dass „dieses Aergerniß von einer Dame ausgeht“, die man allerdings nicht immer als solche, sondern weit häufiger als „Blau-

strumpf“ und „Jüdeline“ mit der „literarischen Fabrik“ bezeichnete. „Die Begriffe von Ruhm und Ehre liegen begreiflicherweise dem Vorstellungskreise eines Weibes ferner“, hieß es in Rudolf Hayms *Preußischen Jahrbüchern*; „dieselben werden gekreuzt durch die Vorstellung des Bedeutenden und Geistreichen, des Merkwürdigen und Pikanten, und so gerät selbst das Urtheil über das menschlich-Schickliche in ein verhängnißvolles Schwanken.“⁴⁴

Kein Wunder, wenn sich nach dem Erscheinen der Humboldt-Briefe die Literaturkritik der im Vorjahr erschienenen Biographie nicht mehr unbefangen annehmen konnte. „Warum Sie wünschen, daß man meine ‚Sophie La Roche‘ nicht mehr besprechen solle, begreife ich nicht recht“, erwiderte Ludmilla Assing auf entsprechende Vorhaltungen einer Jugendfreundin in Hamburg, „in deutschen, französischen, ja sogar in russischen Blättern haben die anerkanntesten Kritiken darüber gestanden, und noch immer begegne ich solchen, ebenso wie über die ‚Gräfin Ahlefeldt‘.“⁴⁵ Tatsächlich brachte die elsässische *Revue Germanique* nicht nur eine Ankündigung, sondern auch einen längeren Aufsatz, *Sophie de la Roche. Esquisse d'histoire littéraire et morale* aus der Feder von Auguste Nefftzer.⁴⁶ Andere Rezensenten wollten sich auf „eine kürzere Anzeige und einige Bemerkungen über dieses und jenes darin enthaltene beschränken“ und gaben nur ein oberflächliches inhaltliches Referat.⁴⁷

Noch vor dem Skandal hatte der Berichterstatter der *Allgemeinen Zeitung* begrüßt, dass die Verfasserin „der Aufgabe, ein treues Lebensbild der Verstorbenen zu entwerfen, mit Liebe und Selbstentsagung nachgekommen“ sei: „Selbst wo der satirische oder neidische Geist der Braut Herders oder Miß Burneys sie verlocken konnte, oder wo der Unmuth der Herzogin-Mutter von Weimar und Goethes Mutter durchbricht, weiß sie die Anwaltenschaft ihrer Heldin trefflich zu führen. Es ist der gleichmüthige, ausgleichende Geist Varnhagens, der ihr die Feder führt.“⁴⁸

Ein halbes Jahr später ließ sich der evangelische Pfarrer Karl von Helholt⁴⁹ eine Anspielung darauf nicht nehmen, dass die „literarisch sehr thätige Dame, welche auf dem Titelblatt sich als Verfasserin nennt, [...] einen Sturm gegen sich heraufbeschworen“ hatte: „In diesem Sturme spiegelte sich so recht unsere Zeit: ihr Losungswort ist Oeffentlichkeit in allen Dingen, nur an den Gegenständen ihrer Anbetung will sie solches nicht wissen, wer an ihnen nachweist, daß alles Fleisch Heu ist, begeht eine Impietät oder versündigt sich an großen Todten oder Lebenden.“ Wie Humboldts Kritiker die Brieftexte nach bedenklischen Stellen durchblättert hatten, wollte der Rezensent nun Belege für sein Verdammungsurteil über die Empfindsamkeit finden, wobei Goethe, den er bei anderer Gelegenheit als Kirchenfeind erbittert bekämpft hatte⁵⁰, mehrmals als

Kronzeuge erhalten soll. Offenbar sei „Nichts im Stande“ gewesen, in dieser Generation „die hereinbrechende Irreligiosität und die nahende Herrschaft des Unglaubens aufzuhalten“, wobei „das Eintauschen Französischer Romane gegen die Bibel keinen Segen gebracht“ habe.

Der Frevel Sophie von La Roches besteht vor allem darin, dass sie, „ihre natürliche Stellung, sich an ihren Mann anzulehnen, verlassend sich selbst zum Manne macht und servile Männer mit Vorliebe zu ihren Füßen sieht“, und die Freundschaftsbekundungen ihres literarischen Mentors, der als Wüstling dargestellt wird, nicht abweist: „Eine keusche treue Deutsche Frau mußte Wieland als Mann verachten!“ Der Biographin wird vorgeworfen, „daß dieselbe für tiefere Seelenkunde kein Fassungsvermögen und über das, was über die rationalistische Aufklärung hinausliegt, gar keinen Geist der Unterscheidung hat.“ Hatte Sophie von La Roche „ihren aus dem Leben gegriffenen Roman, die Geschichte des Fräuleins von Sternheim, aus schöpferischem Selbsttriebe“ eronnen, so „fing sie, als ihr Mann gestürzt, und noch mehr als sie Witwe ward [...] an ums Brot zu schreiben, und die Titel ihrer Novellen, Briefe, Reisebeschreibungen, Beiträge zu Zeitschriften füllen vier Octavseiten; ihr Werth für uns beschränkt sich darauf, daß sie jene Zeit wieder spiegeln.“

Wohlwollender, aber nicht ohne ähnliche Seitenhiebe gegen Wie-

land urteilte ein katholischer Kollege über die „anmuthig geschriebene Monographie“, für den der „einst so überschätzte Dichter des Oberon“ nur dient, „um diesem lebenstreu und plastisch individualisirten Bilde seiner Freundin tieferes Interesse und höheren Werth zu geben, wenn auch die Anschauungs- und Darstellungsweise der Verfasserin nicht nach allen Seiten gleichmäßig zu befriedigen vermag“.⁵¹

Schon in früheren Jahren hatte die *Evangelische Kirchen-Zeitung* die Teilnahme von Autorinnen am Literaturbetrieb kategorisch missbilligt, was dem Herausgeber ein Spottgedicht von Feodor Wehl eintrug:

*Über die schreibenden Frau'n hat
Hengstenberg neulich gezetert,
Klar es beweisend, wie sehr alle
Bestimmung verfehlt.*

*Pfui, daß es Männer noch giebt,
vom Weibe nichts anderes for-
dend:*

*Als daß es Kinder erzeugt, Strümp-
fe zu stricken versteht.*⁵²

Als weitere Bände aus Varnhagens Nachlass erschienen, nahm Helmolt dies zum Anlass einer grundsätzlichen (ebenfalls anonymen) Polemik, die unter dem Titel *Das Literatenthum im Weiberrock* in der *Kreuzzeitung* erschien: „Ebenso wie ein betrunkenen Kerl widerwärtig ist, aber ein betrunkenes Weib einen Mann von Nerven wie Bindfaden mit Entsetzen erfüllen kann, so beschimpft die Nichte des Literaten Varnhagen v. Ense und selbst Schriftstellerin den Literaten-Namen durch He-

rausgabe der Tagebücher ihres Onkels. Denn dieses Literatenthum liefert keinen Beitrag zur Vergeistigung und zur Veredlung der Menge, sondern wir sehen hier den Weibergeist, der zu allen Zeiten dämonischer war, als der der Männer, wie er die Sünden im Grabe aufdeckt, vermeintlich, um einen Todten an seinen Feinden und dabei sich selbst zu rächen; in Wahrheit aber wird damit widerwärtige Eitelkeit, Neid, Mißgunst und lauter Unedles und Gemeines an das schwarze Brett geschlagen - der Schmach, die einem Königsgeschlechte angehan wird, nicht zu gedenken. Wie ist doch dieses Literatenthum von allem Christenthum so ganz und gar abgekommen! Für Frauen ist zunächst Luthers Erklärung zum achten Gebote: ‚Gutes von dem Nächsten reden und Alles zum besten kehren‘ geschrieben [...]; aber hier sind Frauenaugen vom Haß geblendet und das Herz für jede Regung edler Weiblichkeit abgestumpft, daß die Hände allein das Regiment haben, die in Gräbern wühlen.“⁵³

Die Herausgeberin ließ sich nicht beirren. Nachdem Brockhaus, von Bismarck unter Druck gesetzt, die Serie der *Tagebücher* (deren Texte immer wieder durch die Tagespresse nachgedruckt wurden) mit dem sechsten Band einstellte, suchte Assing Verbündete in der Schweiz und in Hamburg und brachte sie 1870 mit dem vierzehnten Band zu Ende. Der mit ihr befreundete Dichter Gottfried Keller bemühte sich, durch Streichungen in den Korrekturfahnen

einem Verbot der Bände 7 und 8 vorzubeugen - es half nichts. Ausführlich hatte er sich auch schon mit ihrer Sophie-La-Roche-Biographie beschäftigt: „Sie haben das zierliche süße Apfelbäumchen des vorigen Jahrhunderts mit seinem nötigen Erdreich und mit allen seinen Wurzeln heil und unversehrt herausgestochen und in unsern Garten gesetzt“, urteilte Keller am 15. Mai 1859, vermisste jedoch eine gründliche Behandlung der Werke: „da einmal die Literargeschichte schließlich das Theater wird, auf dem sie spielt, dürfte vielleicht eine eingehendere kritische Analyse ihrer Schriften, wenn auch nur ein kürzeres Kapitel bildend, doch etwas ausführlicher als die dahin einschlagenden Seiten nicht unwillkommen gewesen sein.“

Spöttisch würdigt Keller „die tapfere Verteidigung, welche eine Frau für eine ihrer Schwestern gegenüber den wankelmütigen und nichtswürdigen Dichtern führt“, während allerdings nach seiner Meinung „die gleichen ‚verratenen Dichterfreundinnen‘ niemals verlegen sind, urplötzlich ganz unerwartete Heiraten ‚abzuschließen‘.“⁵⁴

Offenbar ging sein Exemplar in Zürich von Hand zu Hand und gab Keller somit „Gelegenheit, den Frauen gegenüber meine feindlichen Grundsätze und Auffassungen, die Ihnen bekannt sind, in betreff der Dichterliebschaften, murrend vorzutragen. Das trägt mir dann immer den Ausspruch ein: ich bekäme jedenfalls weder Frau noch Freundin

und verdiente auch keine, womit ich mich dann bestens zufrieden erkläre“.⁵⁵ Auf die Heiratspolitik der Sophie von La Roche mit ihren Töchtern kam er nach erneuter Lektüre des Buchs noch einmal zurück: „[...] weil sie selbst keinen ihrer Schätze bekommen hat und mit dem oktroyierten Mann doch gut gefahren ist, so wollte sie ihren Töchtern in guter Absicht das gleiche Los bereiten, besonders da sie sah, daß Wieland mit einer gleichgültigen Frau ebenfalls herrlich zufrieden war. [...] Das war eben das Abscheuliche, wenn auch unbewußt, und sie dachte undankbar nicht, daß ihr Laroche noch ein vollkommener Gentleman war und sogar Wieland gegenüber äußerlich eine glänzende Erscheinung. Wenn sie einen rechten Heuochsen bekommen hätte, so würde sie die Differenz zwischen Ungeliebten und Ungeliebten schon gesehen und erfahren haben. Doch da ich nicht im Sinn habe, ein Heiratsbureau zu etablieren, so wollen wir diese komische Materie endlich fahren lassen.“ Abschließend lobte Keller das Buch erneut als „ansehnliche Bereicherung unserer Literatur- und Kulturgeschichte“ und kommentiert hinsichtlich der Humboldt-Briefe „mit Teilnahme die Kämpfe und Anfechtungen [...], denen Sie seither ausgesetzt waren“.⁵⁶

In ihrem italienischen Exil hatte Ludmilla Assing neue Widerstände zu überwinden, und sie klagte in ihren eigenen Tagebüchern beispielsweise darüber, als Frau nicht allein ins Theater gehen zu

können; sie war darauf angewiesen, einen männlichen Begleiter oder Bedienten mitzunehmen. In ihrem Aufsatz *La posizione sociale della donna* (1866) mahnte sie die Italienerinnen, sich an den emanzipierteren deutschen Frauen ein Beispiel zu nehmen. Aus der Sammlung ihres Onkels ließ sie weitere Briefbände, *Biographische Porträts und Blätter aus der Preußischen Geschichte* (Varnhagens Aufzeichnungen der Jahre 1819-1830) sowie Briefe und Tagebücher seiner Zeitgenossen wie Friedrich von Gentz und Hermann von Pückler-Muskau erscheinen. Zugleich gelang es ihr als Journalistin, sich von Florenz aus einen neuen literarischen Markt zu erschließen und als deutsch-italienische Vermittlerin zu wirken. Ihre zahllosen Korrespondenzberichte ergeben insgesamt eine kleine Geschichte der italienischen Einheitsbewegung: „Auch daß eine Frau die Verfasserin war, hat gewiß kein Leser vermuthet.“⁵⁷

Eine Amnestie im Herbst 1866, die Reichsgründung von 1871 und das Drängen mancher Freunde wie Karl Gutzkow, der einst auch ein Exemplar der Sophie La Roche-Biographie von der Autorin erhalten hatte, konnten sie nicht zur Rückkehr bewegen. In Berlin markierte sich die *Kreuzzeitung* über ihren emanzipierten Lebenswandel und meldete, wenn sie Sonnenbäder im Boboligarten nahm („Hoffentlich wird's dem Teint nicht mehr schaden!“).⁵⁸ Großes Aufsehen erregte ihre nach kurzer Frist wieder geschiedene Ehe mit

Cino Grimelli, einem zwanzig Jahre jüngeren Bersaglieri-Offizier. „Es sollte mein Schicksal sein, allein zu bleiben“, schrieb sie Feodor Wehl, „wenn ich auch gewiß zum Zusammenleben geeignet gewesen wäre“; und in einem späteren Brief: Inzwischen seien „Italiener meine nächsten Freunde und ihre Sprache meine Umgangssprache, neuerdings sogar zum Theil schon meine Schriftsprache geworden“.⁵⁹ Doch widmete Ludmilla Assing 1876 die *Ausgewählten Schriften* Varnhagens „dem deutschen Vaterlande, dem ich auch in der Ferne unwandelbar angehöre“.⁶⁰

Dass eine Frau ihr Leben „mit Vergnügen immer am Schreibtisch oder lesend“ zu verbringen gewohnt war und noch mit 53 Jahren Latein lernte, um Cäsar und Ovid im Original zu studieren, widersprach zeitgenössischen gesellschaftlichen Konventionen. Zu Lebzeiten Rahel Varnhagens, deren Briefe und Tagebücher Ludmilla Assing nun in den Druck gab, war der Spielraum für weibliches Bildungsstreben größer gewesen. Ihrer eigenen Gegenwart fühlte sie sich zunehmend entfremdet: „Die schöne Schläferin im Walde schlief hundert Jahre. Ich glaube aber man könnte auch unversehens hundert Jahre sitzen bleiben, einsam und zufrieden mit seiner Feder, in einer Welt der Gedanken lebend, die kein äußerer Einfluß zerstören kann. Ich komme immer mehr dahin, in der Beschäftigung die eigentliche Essenz des Lebens zu finden, und darum geschieht

es denn wohl, daß ich zuweilen mit meiner Zeit nicht recht auskomme.“⁶¹ Über den wilhelminischen Obrigkeitsstaat machte sie sich allerdings keine Illusionen und warnte ihre liberalen Freunde vielmehr vor dem aufkommenden Hurratriotismus: „Das preußische Volk konnte man immer lieben, nicht bloß erst jetzt, aber die *Regierung*? Welcher Schwamm wäre wohl das, der die Unthaten Bismarcks und des Königs auslöscht?“⁶²

Noch einmal wandte sie sich, wenige Jahre vor ihrem Tod, der empfindsamsten Epoche der Sophie von La Roche zu. In Florenz traf sie mitunter ihren Landsmann, den Essayisten Karl Hillebrand, und dann war „beinah nur vom achtzehnten Jahrhundert, von Rahel, von Varnhagen, von Wieland und Sophie La Roche“ die Rede.⁶³ Allerdings hatte ein Wieland-Biograph namens Ludwig Felix Offerdinger gegen ihr Buch, „welches ich hoch achte, da es mit großem Fleiße und umsichtiger Gründlichkeit abgefaßt ist“, diverse Einwände in den Wieland betreffenden Passagen erhoben. Assings Erwiderung war eine Rezension von Offerdingers *Wielands Leben und Wirken in Schwaben und in der Schweiz*, die in dem Satz gipfelte: „Die Schriftsteller sollten stets nach Kräften sich zu ergänzen suchen und, als eine litterarische Familie, sich zu gemeinsamem Wirken die Hand reichen.“⁶⁴

Dies führte 1878 zu einem freundschaftlichen Briefwechsel mit dem Mathematiker und Gymnasialprofessor, der ihr Porträts der Sophie

von La Roche und des Grafen Stadion, aber auch Stiefmütterchen aus seinem Garten in Ulm zusandte. Opferdinger, der seine Wieland-Kenntnisse dem Biberacher Elternhaus verdankte⁶⁵, tauschte sich mit Ludmilla Assing über Julie Bondeli aus und schlug ihr vor, deren Lebensgeschichte zu schreiben. Um ein Autograph dieser Wieland-Freundin, die nach Assings Meinung „unzweifelhaft viel genialer und originaler als die gute Sophie“ war, hatte sich schon Varnhagen erfolglos bemüht.⁶⁶ In Zürich lebte noch ein Urenkel von Leonhard Usteri, der einst mit Julie Bondeli korrespondiert hatte; durch eine Empfehlung Opferdingers, an der offenbar auch Berthold Auerbach mitwirkte, ließ er sich bewegen, Ludmilla Assing die Originalhandschriften nach Florenz auszuleihen. Sie wurden Paul Usteri-Blumer 1881 aus ihrem Nachlass von der Königlichen Bibliothek zurückerstattet.⁶⁷

Noch aber war die Autorin mit einem anderen Manuskript über Rosa Maria Varnhagen und David Assing beschäftigt: „Mit dieser Arbeit hoffe ich, wenn mir nichts Störendes dazwischen kommt, im Laufe dieses Winters fertig zu werden“, schrieb sie am 4. Dezember 1878 an Opferdinger, „und dann kann ich mich mit Ruhe und Eifer Julie Bondeli zuwenden. Ich werde mir erlauben, [...] Sie, der Sie sich doch zum litterarischen Schutzpatron von Julie gemacht haben, davon zu benachrichtigen.“⁶⁸

Doch im Sommer 1879 suchte Ludmilla Assing noch immer ei-

nen Verlag für die Biographie ihrer Eltern, die am Ende ungedruckt blieb – wie die Bondeli-Biographie ungeschrieben. Dann trat sie eine Reise in die Schweiz an und fuhr von dort in den letzten Augusttagen nach Biberach, wo Opferdinger sie persönlich vom Bahnhof abholte: „Wir begrüßten uns als alte Freunde: sie war sehr begierig, sogleich alles zu sehen, was in Biberach an Sophie von La Roche erinnert, [...] und so beachtigten wir vor dem Mittagessen [...] das Haus des Predigers von St. Maria Magdalena, in welchem Wieland seine Kindheit zubrachte. Das Fenster an diesem Hause interessierte sie besonders, an welchem Sophie von Gutermann mit thränenvollem Auge stand und hinausschaute nach dem damaligen, noch baumlosen großen Kirchhof, und die Musik anhörte, welche zuerst während des katholischen Gottesdienstes in der St. Martinskirche und nachher in einem Nebenzimmer von ihrem Vetter C. M. Wieland gespielt wurde, von welchem wehmutsvollen Augenblick Sophie noch in späteren Zeiten sprach.“⁶⁹

Opferdingers Bericht zufolge besuchte die mittlerweile angewachsene Reisegruppe am selben Nachmittag „das alte Hospitalgebäude; besonders den Teil, wo [...] Sophie bei ihrem Großvater, dem Hospitalverwalter Gutermann wohnte“, und wanderte auf die Höhe des Lindenberges „ganz denselben Weg, welchen Wieland und Sophie vor 128 Jahren an einem heißen Augusttag ausführten. Nur wurde von uns nicht

wie damals – eine etwas steife Predigt über den Text: ‚Gott ist die Liebe‘ besprochen, auch nicht ein Plan gefaßt zu einem Lehrgedicht über die vollkommenste Welt; dagegen wurde von diesem und den früheren Wielandschen Dichtungen, vom Verspruch Wielands mit Sophie und von der Freundschaft, welche diese beiden durch ihr ganzes Leben verband, gesprochen“. Man nahm den Zug nach Warthausen, zur Park- und Schlossbesichtigung und anschließenden Weiterfahrt nach Ulm. Dort besichtigte Ludmilla Assing anderntags mit Ofterdingen das Münster und „dann meine Bildersammlungen [...], besonders diejenige, welche die Bilder enthielt, die auf Wieland und Sophie La Roche Bezug haben. Zum Schluß wurde meine Bibliothek und meine Kollektaneen durchgegangen und von letzteren die, welche auf Julie von Bondelli sich beziehen, der Frau Assing zum Geschenk gemacht. Nach eingenommenem Mittagessen begleitete ich Frau L. Assing auf den Bahnhof, von wo sie um 2 Uhr nach Stuttgart fuhr.“⁷⁰

Aus der Exkursion sollte eine Abschiedsreise werden, auf der die Autorin Bekannten aus dem Varnhagenschen Kreis und Jugendfreunden wie Feodor Wehl und Christoph Schwab in Stuttgart, Sophie Klüpfel in Tübingen, in Weinsberg Theobald Kerner, dem Enkel des ‚Geistersehers‘, in München dem Geologen Emil Stöhr, dessen Sohn ihr Patenkind war, und Moritz Carrière begegnete. Als sie im darauffolgenden

Frühjahr an einer Hirnhautentzündung erkrankte, hieß es in der deutschen Presse, sie sei „infolge übermäßiger literarischer Arbeit in Florenz irrsinnig geworden“.⁷¹ Die Schilderung ihres Züricher Treffens mit Gottfried Keller, deren gehässiger Unterton aus seiner sarkastischen und frauenfeindlichen Attitüde herrührt, könnte auch auf Symptome einer nervlichen Überreiztheit schließen lassen: „Sie hatte eine goldene Brille auf der Nase, renommierte, daß sie Latein treibe, warf die Gegenstände auf dem Tisch mit barschen Mannsbewegungen herum, heulte dazwischen, rückte mir auf den Leib, immer von sich sprechend etc. Es ist ein Glück, daß sie zu leben hat, sonst würde sie noch die unseligste Person der Welt werden.“⁷² Tatsächlich hatte Ludmilla Assing seit Jahresbeginn über Kopfweh geklagt; die letzten Tage war sie in der psychiatrischen Klinik von Florenz (Manicomio di San Bonifacio) interniert und starb am 25. März 1880.

Ihr letztes, in Deutschland nie gewürdigtes Verdienst ist die Schenkung, mit der sie Varnhagens Archiv, das Rahels Erbe und viele weitere Lebenszeugnisse schreibender Frauen überliefert, eine Bibliothek von mehreren tausend oft seltenen und handschriftlich annotierten Bänden, seine Büste von Elisabeth Ney, Rahels Reliefporträt von Friedrich Tieck, Rosa Marias Silhouetten, ihre eigenen Pastelle, zahlreiche Zeitungsausschnitte, aber auch den Nachlass des Fürsten Pückler

und ihre eigenen weitreichenden Briefwechsel der Königlichen Bibliothek zu Berlin vermachte. Beide Bedingungen, alles unter dem Namen ‚Varnhagen von Ensesche Sammlung‘ zusammenzuhalten und „der allgemeinen Benutzung möglichst [zu] überlassen“, wurden weitgehend ignoriert.⁷³ Heute werden die vor den Bombardements im Zweiten Weltkrieg nach Schlesien ausgelagerten und damit geretteten Autographen in der Krakauer Jagiellonischen Bibliothek aufbewahrt, während Bücher, Zeitungsausschnitte und Kunstwerke in Berlin verblieben sind.

Ihr restliches Vermögen und ihr Haus in der Via Luigi Alamanni Nr. 27 stiftete die Autorin zur Gründung einer Schule für die Kinder des Armenviertels, mit obligatorischem Deutschunterricht und Erziehung „im Geist der wahren Demokratie“. Eine Scuola Ludmilla Assing ist noch bis 1936 als Handelsschule in Florenz nachweisbar.⁷⁴ Ob und inwieweit Mädchen unterrichtet wurden - spätestens ab 1907 waren die Lehrgänge jedenfalls zweizügig - ist den Statistiken nicht zu entnehmen. Doch verband die Autorin mit ihrem Schulprojekt eine dezidiert politische Zielsetzung, die es jedenfalls für Frauen anzuwenden galt. „Wer für die Demokratie arbeiten will“, so fasste sie auf einer Reise die Eindrücke einer Fabrikbesichtigung im Süden zusammen, „muß nach drei Dingen streben in Italien: Reinlichkeit, Schulunterricht, und Emanzipation der

Frau; damit könnte das ganze Land gründlich umgewandelt werden. Waschen und Kämmen, Lesen und schreiben, die Frauen aus dem unwürdigen Bigottismus und der elenden Unterdrückung herausgerissen.“⁷⁵

Anmerkungen

- 1 Ludmilla Assing: Sophie von La Roche, die Freundin Wielands. Berlin 1859, S. 349 f.
- 2 Eduard Hiersemenzel in: National-Zeitung (Morgen-Ausgabe) Jg. 11, Nr. 493 v. 23.10.1858.
- 3 Emil Palleske in: Allgemeine Zeitung (Beilage) Nr. 311 (Beilage) v. 7.11.1858, S. 5027. Dem Autor, der als Rezitator und Biograph Schillers bekannt wurde, hat Assing die La-Roche-Biographie „in Freundschaft zugeeignet“. - Zu seiner Biographie vgl. Maximilian Weller: Die fünf großen Dramenvorleser. Zur Stilkunde und Kulturgeschichte des deutschen Dichtungsvortrags von 1800-1880. Würzburg-Aumühle 1939 („Das Nationaltheater“, Schriftenreihe des theaterwissenschaftlichen Instituts der Friedrich-Schiller-Universität Jena III), S. 202-268.
- 4 Hermann Patsch: „Als ob Spinoza sich wollte taufen lassen“. Biographisches und Rechtsgeschichtliches zu Taufe und Trauung Rahel Levins. In: Jahrbuch d. Freien Deutschen Hochstifts 1991, S. 149-178.
- 5 Ludmilla Assing: Manuskript der Biographie ihrer Eltern. Sammlung Varnhagen, Jagiellonische Bibliothek Krakau, Kasten 19.
- 6 Assing (wie Anm. 1), S. 7.
- 7 Ebd., S. 150.
- 8 Vgl. Goethe in vertraulichen Briefen seiner Zeitgenossen. Zusammengestellt v. Wilhelm Bode. Bd. 1: 1749-1793. München 1982, S. 19 ff.

- 9 Vgl. Karl Otto Conrady: Goethe. Leben und Werk. Erster Teil: Hälfte des Lebens. Frankfurt a. M. 1981, S. 172 f.
- 10 Assing (wie Anm. 1), S. 361.
- 11 Zit. nach Nikolaus Gatter: Karoline Henriette von Hessen-Darmstadt. In: Harenberg – Das Buch der 1000 Frauen. Ideen, Ideale und Errungenschaften in Biografien, Bildern und Dokumenten. Mannheim u. a. 2004, S. 466 f. vgl. ders., Stichwort: Empfindsamkeit, ebd.
- 12 Vgl. August Langen: Deutsche Sprachgeschichte vom Barock bis zur Gegenwart. In: Deutsche Philologie im Aufriß. Hg. v. Wolfgang Stammler. 2. Aufl., Bd. I, Berlin 1957, Sp. 1081 ff.
- 13 Johann Wolfgang von Goethe: Die Leiden des jungen Werthers. Leipzig 1774, S. A 2 f.
- 14 Aus dem Nachlass Varnhagens von Ense. Briefwechsel zwischen Varnhagen und Rahel. Hg. v. Ludmilla Assing. Bd. 1, Leipzig 1874, S. 17.
- 15 Friederike Liman: Briefwechsel mit Rahel Levin Varnhagen und Karl Gustav v. Brinckmann sowie Aufzeichnungen von Rahel Levin Varnhagen und Karl August Varnhagen. Eine historisch-kritische Edition mit Nachwort. Hg. v. Brigitte Anna Bolland. Diss. masch. Hamburg 1996, S. 110.
- 16 Über das „Normenkontrollsystem“, das ihre dichterische Produktion bestimmte, vgl. die noch immer maßgebliche Studie von Gudrun Loster-Schneider: Sophie La Roche. Paradoxien weiblichen Schreibens im 18. Jahrhundert. Tübingen 1995 (Mannheimer Beiträge zur Sprach- und Literaturwissenschaft 26), S. 137 ff.
- 17 Assing (wie Anm. 1), S. 354 ff.
- 18 Vgl. Nikolaus Gatter: Rosa Maria Assing (1783-1840). „Was doch der Assing und der August für vortreffliche Frauen haben!“ Heines Freundin Rosa Maria. In: Vom Salon zur Barrikade. Frauen der Heinezeit. Hg. v. Irina Hundt. Stuttgart / Weimar 2002 (Heine-Studien), S. 91-110.
- 19 Vgl. Michael Jones: Dramatische Leseabende. In: Makkaroni und Geistespeise. Almanach der Varnhagen Gesellschaft 2, Berlin 2002, S. 351-356.
- 20 [Wilhelm] H[amm]: Hamburger Abende. In: Neue Freie Presse Nr. 3500 v. 24.5.1874, S. 5.
- 21 Vgl. Britta Behmer: Anonymität und Autorschaft. Die fremde Stimme Ottilie Assings. In: Makkaroni und Geistespeise (wie Anm. 19), S. 369-376.
- 22 Vgl. Nikolaus Gatter: „Also vorwärts wie eine ächte - Nichtpreußin [...]“. Ludmilla Assing: Demokratin im italienischen Exil. In: Italien in Preußen - Preußen in Italien. Stendal 2006 (Schriften der Winkelmann-Gesellschaft XXV), S. 236-247.
- 23 Vgl. ders.: „Letztes Stück des Telegraphen. Wir alle haben ihn begraben helfen...“ Ludmilla Assings journalistische Anfänge im Revolutionsjahr. In: Internationales Jahrbuch der Bettina-von-Arnim-Gesellschaft 11/12, 1999/2000, S. 101-120.
- 24 Vgl. Nikolaus Gatter: „Das Literatenthum im Weiberrock“. Ludmilla Assing: Zeitzeugin, Schriftstellerin, Dokumentaristin der Märzrevolution. In: Frauen in der bürgerlichen Revolution von 1848/49. Hg. v. Johanna Ludwig, Ilse Nagelschmidt, Susanne Schötz. Leipzig 1999, S. 189; Martin Hundt: Ludmilla Assing und Karl Marx. In: Beiträge zur Marx-Engels-Forschung N. F. 2005, S. 259-268.
- 25 Assing [wie Anm. 1], S. 299 f.
- 26 Ebd., S. 357.
- 27 Ludmilla Assing: Gräfin Elisa von Ahlefeldt, die Gattin Adolphs von Lützwow, die Freundin Karl Immermanns. Eine Biographie. Berlin 1857.
- 28 [Tie]tz: Emancipirt! In: Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung (Beilage) Nr. 274 v. 22.11.1857; Nr. 277 v. 26.11.1857.
- 29 Assing [wie Anm. 1], S. 10.
- 30 Vgl. Karl August Varnhagen von Ense / Heinrich Düntzer: „durch Neigung und Eifer dem Goethe'schen Le-

- benskreis angehören“. Briefwechsel 1842–1858. Hg. v. Berndt Tilp. Frankfurt a. M. 2003 (Forschungen zum Junghegelianismus. Quellenkunde, Umkreisforschung, Theorie, Wirkungsgeschichte 7). Bd. 1, S. 118 f.
- 31 Zit. nach: Tagebücher von K. A. Varnhagen von Ense. Hg. v. Ludmilla Assing, Bd. 13 u. 14, Hamburg 1870 (Aus dem Nachlaß Varnhagens von Ense); Bd. 15: Register v. Heinrich Hubert Houben. Berlin 1905; ungedruckte Einträge: Tagesblätter 8. 1856–1857 und 9. 1858. Sammlung Varnhagen, Bibliotheka Jagiellonska, Kraków, Kasten 256.
- 32 Ludmilla Assing an F. A. Brockhaus, 16.11.1858. Sächsisches Staatsarchiv Leipzig, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, Nr. 153.
- 33 Vgl. Georg Ernst Reimer an Ludmilla Assing, 22.1.1859. Sammlung Varnhagen, Bibliotheka Jagiellonska, Kraków, Kasten 211.
- 34 Ludmilla Assing: Über die mir von meinem Onkel Varnhagen von Ense hinterlassenen Briefschaften; zit. nach Nikolaus Gatter: „Sie ist vor allen die meine...“ Die Sammlung Varnhagen bis zu ihrer Katalogisierung. In: Wenn die Geschichte um eine Ecke geht. Almanach der Varnhagen Gesellschaft 1, Berlin 2000, S. 267.
- 35 Vgl. Briefe von Alexander von Humboldt an Varnhagen von Ense aus den Jahren 1827 bis 1858. Nebst Auszügen aus Varnhagens Tagebüchern, und Briefen von Varnhagen und Andern an Humboldt. Hg. v. Ludmilla Assing. 1.–5. Aufl., Leipzig 1860.
- 36 Assing (wie Anm. 1), S. 359 f.
- 37 Ludmilla Assing an F. A. Brockhaus, 9.11.1859. Sächsisches Staatsarchiv Leipzig, Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig, Nr. 153.
- 38 Heinrich Brockhaus an Ludmilla Assing, 14.1.1860. Sammlung Varnhagen, Bibliotheka Jagiellonska, Kraków, Kasten 39.
- 39 Eintrag v. 4.3.1860. In: Aus den Tagebüchern von Heinrich Brockhaus. Bd. 3, Leipzig 1885, S. 392.
- 40 Eintrag v. 28.2.1860. In: Kaiser Friedrich III.: Tagebücher von 1848–1866. Mit einer Einleitung und Ergänzungen hg. v. Hans Otto Meisner, Leipzig 1929, S. 63.
- 41 Abgebildet in Nikolaus Gatter: „Gift, geradezu Gift für das unwissende Publicum!“ Der diaristische Nachlaß von Karl August Varnhagen von Ense und die Polemik gegen Ludmilla Assings Editionen. Bielefeld 1996.
- 42 Karl August Varnhagen von Ense, 28.9.1837; zit. nach Gatter (wie Anm. 34), S. 262.
- 43 Hermann von Pückler-Muskau an Ludmilla Assing, 3.3.1860. In: Briefwechsel Bd. 4. Hg. v. Ludmilla Assing-Grimelli. Berlin 1874 (Aus dem Nachlaß des Fürsten von Pückler-Muskau), S. 43. Vgl. Ludmilla Assing: Fürst Hermann von Pückler-Muskau. Eine Biographie. Faksimilierter Neudruck mit Vorwort, Materialien und Register von Nikolaus Gatter. 2 Bde., Hildesheim 2004.
- 44 Zit. nach Gatter (wie Anm. 24), S. 191 f.
- 45 Ludmilla Assing an Rahel de Castro, 4.5.1861. Archiv der Varnhagen Gesellschaft, Köln (Leihgabe aus Privatbesitz).
- 46 Vgl. Revue germanique Bd. 7 (1959), H. 9, S. 694 ff.; Auguste Nefftzer: Sophie de la Roche, ebd. Bd. 10 (1860), H. 5, S. 450–476.
- 47 Hermann Marggraff: Sophie von La Roche und ihre Freunde, Blätter für literarische Unterhaltung Nr. 33 v. 16.8.1860, S. 604; vgl. auch Didaskalia. Blätter für Geist, Gemüth und Publicität [gez. R. H.] Jg. 39, Nr. 269 f. v. 28. u. 29.9.1861.
- 48 Allgemeine Zeitung [gez. K.] Nr. 251 f. (Beil.) v. 8. u. 9.9.1859 (Beil.), S., S. 4089 ff.; 4106 f.
- 49 Evangelische Kirchen-Zeitung [gez. K. v. H.] Bd. 68, Nr. 10 v. 2.2.1861, Sp. 105–118. Vgl. Anneliese Kriege: Geschichte der evangelischen Kirchen-Zeitung unter der Redaktion Ernst-Wilhelm Hengstenbergs (von 1. Juli 1827 bis zum 1. Juni 1869). Ein Beitrag zur Kirchengeschichte

- des 19. Jahrhunderts, Diss. masch. Bonn 1958, Bd. 2, S. 146.
- 50 Vgl. Goethe und die Kirche [gez. K. v. H.]. In: Evangelische Kirchen-Zeitung Bd. 63, Nr. 92 f. v. 17. u. 20.11.1858.
- 51 Katholische Literatur-Zeitung Jg. 8, Nr. 19 v. 13. 5. 1861, S. 150.
- 52 Feodor Wehl: Berlin in Epigrammen. In: Telegraph für Deutschland Jg. 11 (1848), Nr. 1, S. 27.
- 53 Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung (Beilage) [gez. K. v. H.] Nr. 286 v. 7.12.1861.
- 54 Gottfried Keller: Gesammelte Briefe. Hg. v. Carl Helbling. Bd. 2, Bern 1951, S. 85 f. Vgl. Emil Bebler: Gottfried Keller und Ludmilla Assing, Zürich 1952, S. 98 f.
- 55 Ders., 30.11.1859, ebd., S. 90 f.
- 56 Ders., 22.4.1860, ebd., S. 95 f.
- 57 Ludmilla Assing an Unbekannt, 12.5.1876. Deutsches Literaturarchiv, Marbach am Neckar, Sign. 55. 1051.
- 58 Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung Nr. 169 v. 23.7.1862.
- 59 Feodor Wehl: Zeit und Menschen. Tagebuch-Aufzeichnungen aus den Jahren von 1863-1884. Bd. 2, Altona 1889, S. 86 u. 89.
- 60 Nachwort zu Karl August Varnhagen von Ense: Ausgewählte Schriften, Leipzig 1876, Bd. 19, S. 360.
- 61 Ludmilla Assing an Hermann von Pückler-Muskau, 4.9.1869. Sammlung Varnhagen, Biblioteka Jagiellonska, Kraków, Kasten 19.
- 62 Dies. an Ferdinand Freiligrath, 21.8.1866. Stiftung Weimarer Klassik, Goethe- und Schiller-Archiv, Weimar, Freiligrath VIII, 62.
- 63 Dies. an Karl Gutzkow, 22.9.1877. Stadt- und Universitätsbibliothek Frankfurt am Main, Handschriftenabteilung, Nachlass Gutzkow, Sign. Nr. 37, Bl. 69-79.
- 64 Stuttgarter Neue Zeitung 1878, Nr. 19 u. 21, zit. nach Ludwig Felix Offerdinger: Erinnerungen an Ludmilla Assing. In: Archiv für das Studium der neuern Sprachen und Litteraturen Jg. 40, Bd. 76 (1886), S. 401-424. Das Buch erschien Heilbronn 1877.
- 65 Vgl. Biberacher Zeitung Nr. 27 v. 30.1.1933. Für biographische Auskünfte zu Offerdinger bin ich Frau Viia Ottenbacher M. A. vom Wieland-Museum in Biberach zu Dank verpflichtet.
- 66 Ludmilla Assing an Ludwig Felix Offerdinger, 21.6.1878, Erinnerungen (wie Anm. 61), S. 404; vgl. Birgit Christensen: „Mon esprit est un enfant gâté“ oder: Autonomie als wichtigstes Gut der Julie Bondele. In: Makkaroni und Geistespeise (wie Anm. 19), S. 120; Berndt Tilp: Der Briefwechsel zwischen Karl August Varnhagen von Ense und Ludwig Eckardt 1847-58. In: Bettinen-Jahrbuch 17 (2005), S. 42-45.
- 67 Vgl. Gatter (wie Anm. 41), S. 307; Hans Lülfi: Die Handschriftenabteilung. Von der Gründung der Kurfürstlichen Bibliothek bis zum Beginn des 19. Jahrhunderts. In: Deutsche Staatsbibliothek 1661-1961. Leipzig 1961, Bd. 1, S. 352.
- 68 Offerdinger (wie Anm. 61), S. 411.
- 69 Ebd., S. 417.
- 70 Ebd., S. 418 f. Möglicherweise wurden Offerdingers Geschenke ebenso wie Abschriften von Bondelibriefen, die Ludwig Eckardt für Karl August Varnhagen angefertigt hatte, versehentlich ebenfalls an Paul Usteri-Blumer nach Zürich abgegeben.
- 71 Neue Preußische (Kreuz-) Zeitung Nr. 72 v. 25.3.1880.
- 72 Gottfried Keller an Marie Melos, 26.12.1879. In: Briefe (wie Anm. 54), S. 395 und die boshafte Antwort v. 6.1.1880, S. 396. Vgl. Bebler (wie Anm. 54), S. 166 f.
- 73 Vgl. Gatter (wie Anm. 42), S. 268.
- 74 Vgl. ders.: „Ameisenarbeit!“ Ludmilla Assings Lebensspuren in Florenz. In: Makkaroni und Geistespeise (wie Anm. 19), S. 300-308.
- 75 Eintrag v. 13.9.1865. In: Ludmilla Assing: Tagesblätter. Sammlung Varnhagen, Biblioteka Jagiellonska, Kraków, Kasten 19.

Drei Briefe an Elise zu Solms-Laubach

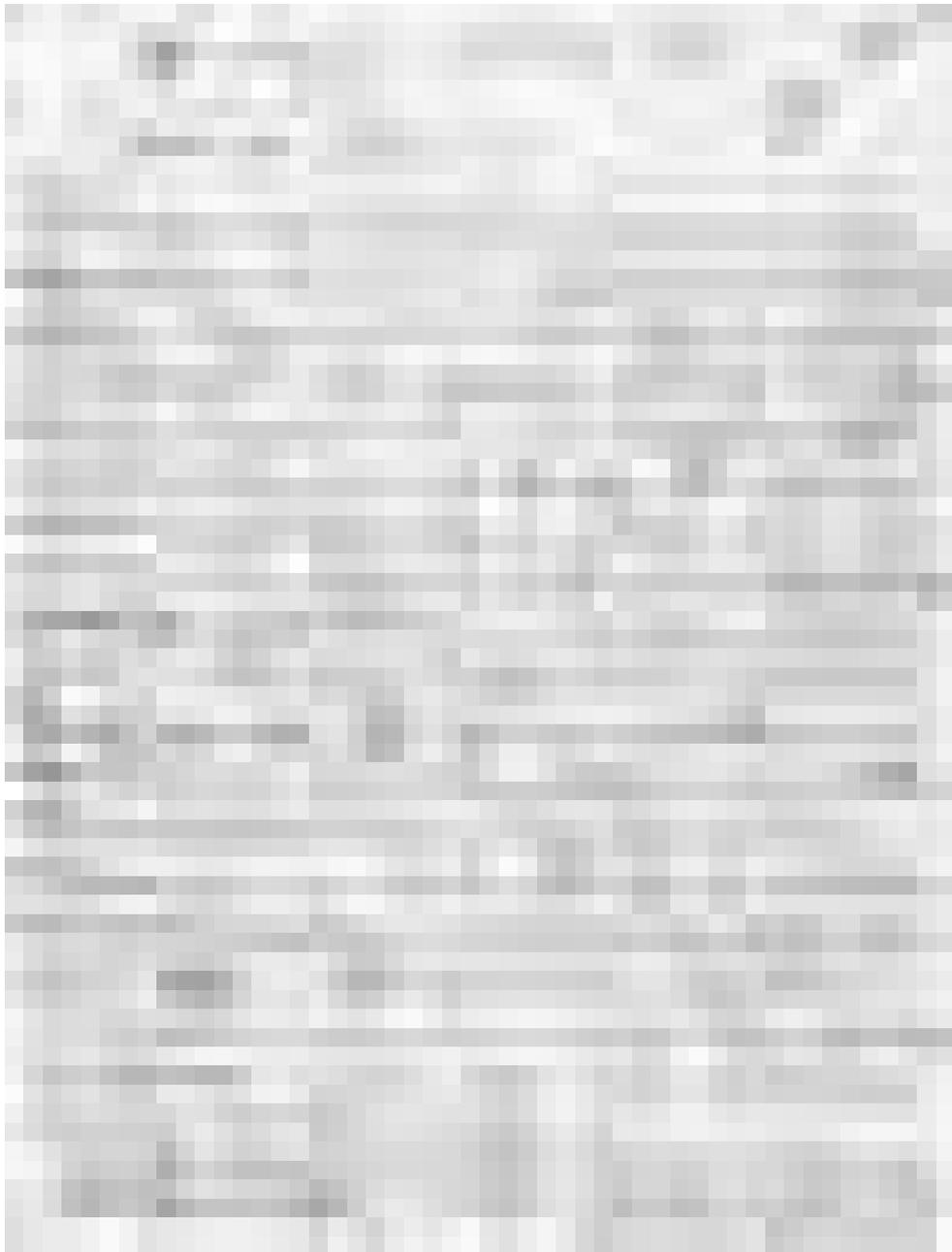
Die drei faksimilierten Briefe - zwei von Sophie von La Roche, einer von ihrer Tochter Luise (Lulu) von Möhn - sind an die verwitwete Gräfin Elisabeth (Elise) Charlotte Ferdinande zu Solms-Laubach, Prinzessin von Isenburg gerichtet, die seit 1795 dem Hofgut Utphe bei Hungen vorstand und auch mit Lavater, Wieland und Goethes Mutter verkehrte. Rund 350 an sie gerichtete La-Roche-Briefe wurden 1965 vom Haus der Stadtgeschichte / Archiv und Museum der Stadt Offenbach erworben, dem wir auch für die Abdruckgenehmigung danken.

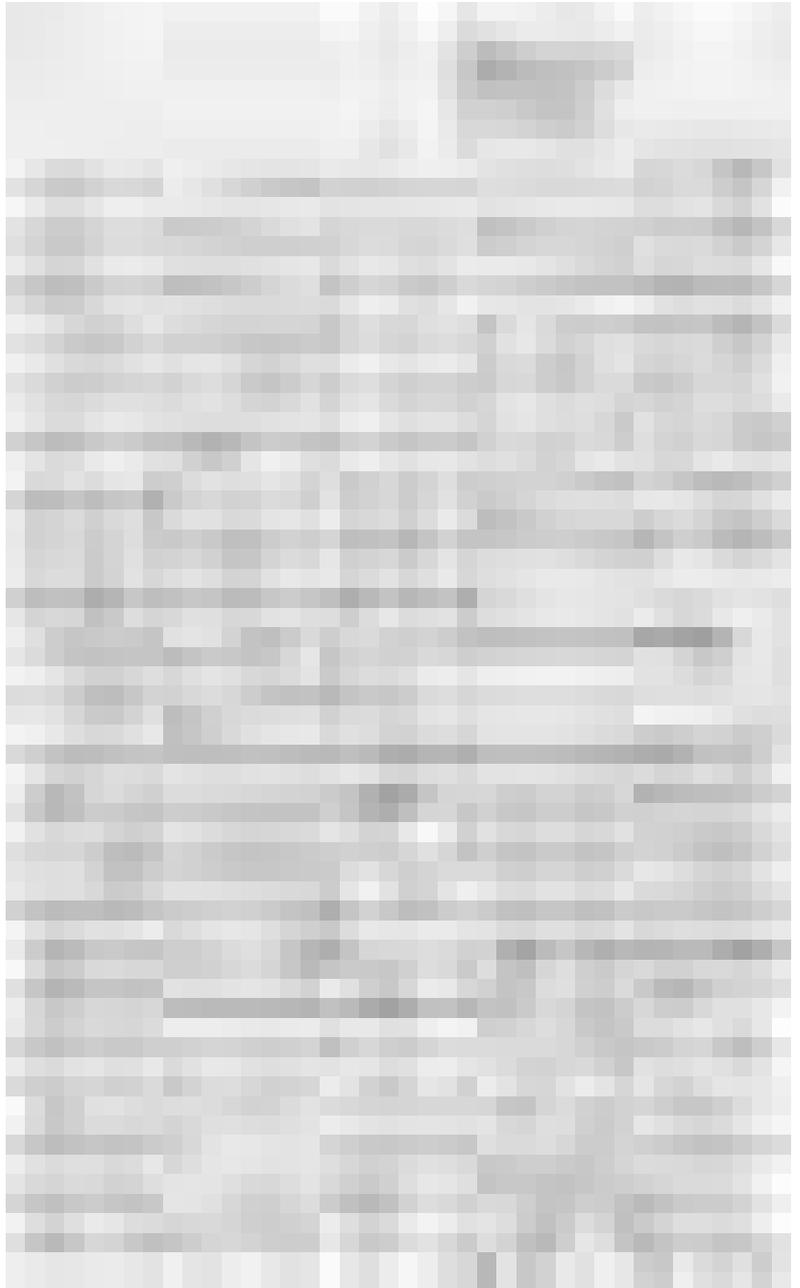
Die Wiedergabe im Druck erfolgt diplomatisch, d. h. text- und zeichengetreu mit allen Sprach- und Schreibeigentümlichkeiten (z.B. „Utpha“ statt richtig Utphe; Striche vor Zeilen, die Zitate wiedergeben; Weglassen des Wortes „ich“). Die Briefzählung oben rechts und die Datierung des Briefs Nr. 3 sind von anderer Hand. Auszüge der Briefe in modernisierter Orthographie sind nachzulesen bei Kurt Kampf: Sophie Laroche. Ihre Briefe an die Gräfin Elise zu Solms-Laubach 1787-1807. Hg. v. Offenbacher Geschichtsverein, Offenbach am Main 1965 (Offenbacher Geschichtsblätter 15).

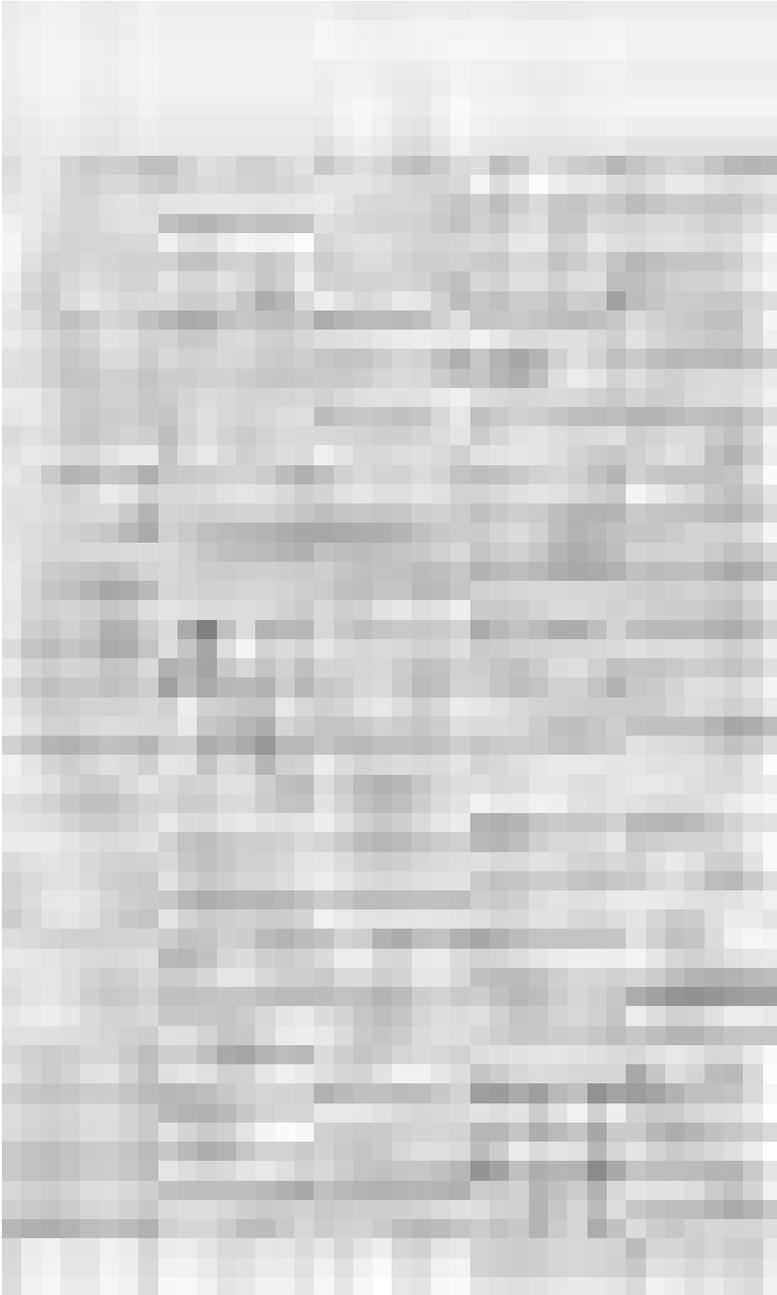
1. Sophie von La Roche an Elise zu Solms-Laubach, 29. Juli 1800

Dieser Brief wurde im Sommer 1800, unter dem Eindruck der Niederlage Österreichs im 2. Koalitionskrieg gegen die Franzosen bei Marengo geschrieben. Mit ihrer Bemerkung über den Einzug des Ersten Konsuls Bonaparte in die Wohnräume Ludwigs XIV. im Tuilerienschloss scheint Sophie von La Roche den absehbaren Griff nach der Kaiserwürde vorauszuahnen. Neben ihren Enkelinnen werden Lulu sowie Cordula, die Base des verstorbenen Ehemanns, erwähnt.

Die Autorin schildert die Lasten der Okkupation durch die ‚polnische Legion‘ (eine 1794 in Italien und Straßburg aus Exilpolen gebildete napoleonische Truppe), zitiert im Zusammenhang mit den „âmes blanches“ (unschuldigen Seelen) ihre einstige Reisegefährtin, Frau von Steinberg, Ehefrau des kurhannöverischen Gesandten am Mainzer Hof, dessen Familienunglück im Postskriptum beklagt wird, und berichtet von ihrer Lektüre.









Offenbach d 29 July 1800

Edelste Fürstinn

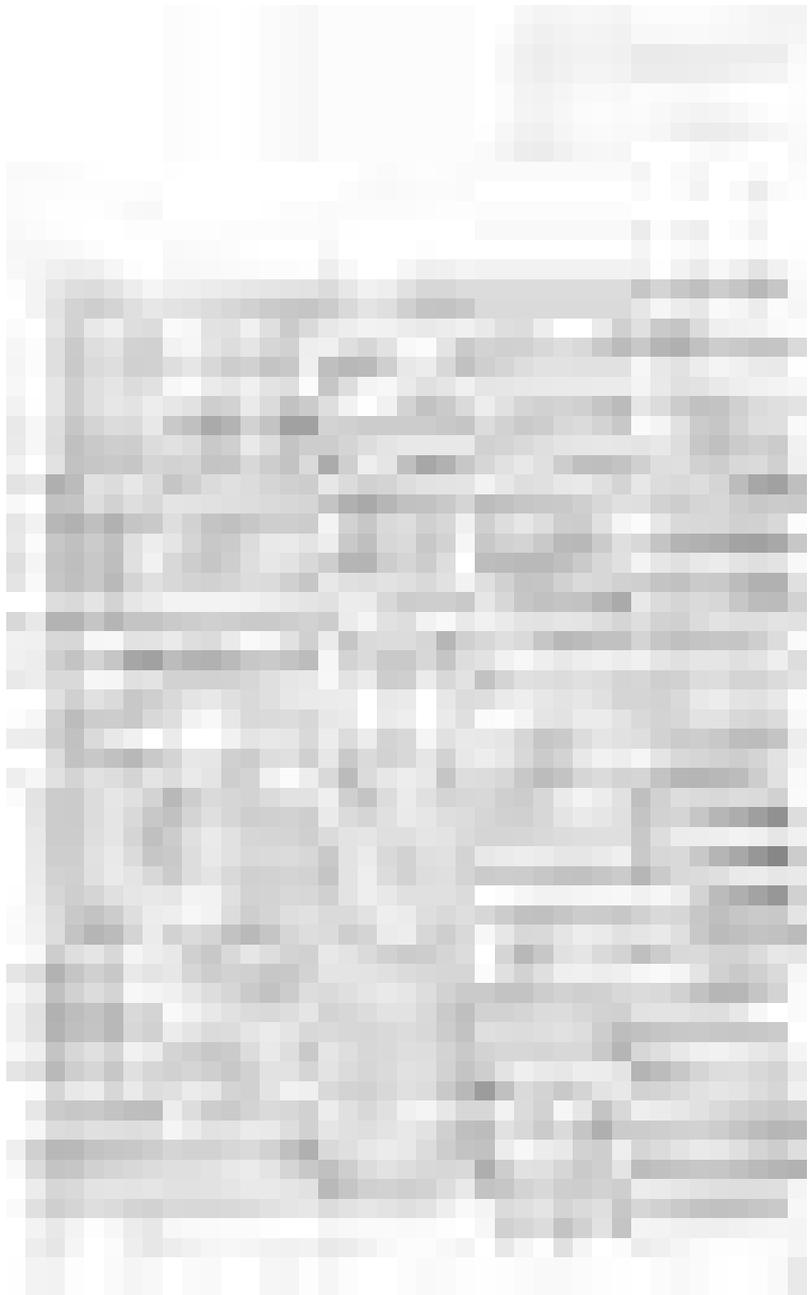
So lange daß Schicksal unßers guten
 Offenbach, noch in den Händen der Pohnischen
 Legion stand - und von beyden seiten
 der Strasse alle garten wände durchge
 brochen waren, um sich wechselseitig zu
 unterstützen - - so lange konnte, und
 wolte nicht schreiben - aber nun sind
 wir zu der Ehre deß französischen Haupt
 quaters gekommen - unßere garten
 wände wieder hergestellt - daß land
 Isenburg hat 36/m schaden gelitten - und
 wir können wieder etwas ruhig schlafen
 oder wachend von bessern Zeiten
 träumen - denn Gütigste Fürstinn
 es wird immer mehr bekräftigt, daß
 Gutes hoffen - Traum ist - auch höre ich
 niemand mehr an - leße keine Zeitung
 und frage nur nach dem nächsten
 so man zu thun hat. - -
 Die Providenz weiß alles besser als ich -
 hatt die allmacht - u läßt es so gehen - ich will
 anbeten u schweigen
 so binn ich ruhiger geworden - u leße
 und arbeite, um so mehr: meine Enke
 linen wurden zu ihrem Bruder geholt -
 und ich blieb gerne bey meiner Tochter
 und der alten 80 jahr alten Baaße
 eine erfahrung deß Lebens - habe ich mehr
 gemacht in den letzt verflossenen 3 Wochen
 und mich oft an Frau v Steinberg erinnert
 welche zu sagen pflegte -
 O Liebe! was ist es für eine drekige
 sache um Menschen -
 - excepté les Ames blanches - antwortete ich -
 aber so gewiß als Gott von dießer Gattung
 in Utpa - Assenheim - Laubach u andren
 erwälten stellen hat - so gewiß sind von
 der ersten Gattung in offenbach geweßen
 selbst untern Bürgern, die Häuser zum
 Plündern anzeigten - dem Himel sey
 Dank, es geschah nicht so viel als man
 fürchtete - nun aber ist Frankfort
 gespert - alles Fuhrwerk darf hienein -
 aber nichts heraus u sie sollen 800/m livres

bezalen - auf Neu-
 =tralitet zälend wollen Sie nicht - u haben
 nun 2000 Mann executions trouppen biß
 am Samßtag der abgeschikte Courier
 die entscheidung von Buonaparte bringt.
 O wenn ich dießen Menschen denke, der
 die ruhe - den Seegen u die verehrung
 von ganz Europa in seinen Händen hat
 u nur Gerechtigkeit, und Güte ausüben
 dürfte, um der größte Sterbliche zu werden.
 ich hoftete Er solle dießen Ehrgeiz haben, aber
 seit er Ludwig deß 16 Zimmer bezog - und
 darinn schlafen konnte - glaubte ich es nicht
 mehr - - und sage -
 als nichts da war - sprach der Ewige
 Es werde - und alles war - nun
 ist allgemeine Verwirrung - nur
 der Ewige kann sagen - Ordnung entstehe wieder
 und biß dorthin - dulde ich - und bedaure ich -
 alle Lehrbücher sind mir odios geworden, die
 Geschichte allein - mein St Pierre Bernhardin,
 sind mir Was neben der Mathematik - u schönen
 Romanen - ich leße jetzt Ciceros Briefe - habe Platos
 seine geschlossen. Die lei-
 denschaften wirkten blind wie jetzt, und
 die Weißheit wurde nur gehört wenn
 dieße ausgetobt hatten - - also gedult -
 Möge ich nur - ehe ich mein 70 lebensjahr
 erreiche Utpha und die verehrungswür
 =dige Fürstin daselbst gesehen u gehört haben
 keinen andern plan mache nicht mehr, keine
 wünsche keine Hoffnungen, nähre nicht mehr -
 aber dießen ersatz für vielfaches weh - ach wer
 will es mir nicht erlauben - Beste! gütigste
 Fürstinn und Frau! o wünschen Sie aus
 Großmuth die erfüllung dießer schönen
 Bitte - Ach nicht alle Bitten sind um moralisch schönes
 und Gute - wie dieße -
 Ist gnädigste Frau! die gesundheit Ihrer Person
 wie die von Ihrer Seele? nur eine Zeile bittet
 Ihre ganz eigene LaRoche
 /Der Engel Wilhelmine leidet noch sagt mir frau
 von Heiden - u H v. Steinberg verlorh seine 18 Jahre
 alte blühende Tochter - voll Grazie u Geist - u be-
 hält von 4 Kinder den Sohn der durch Epilepsie blödsinnig ist
 O Schicksal! warum?

2. Sophie von La Roche an Elise zu Solms-Laubach, 6. August 1806

Jener Brief antwortet auf ein (verschollenes) Schreiben vom 3.8.1806, in dem die Gräfin von einem Spaziergang in den Waldgebieten von Laubach erzählt hatte. Die politische Situation ist von der Unterzeichnung der Rheinbundakte geprägt, mit der Napoleon die deutschen Mittelstaaten vereinigte. Zahlreiche kleine Territorien, auch die Grafschaft Solms-Laubach, verloren ihre Reichsunmittelbarkeit; das Hl. Römische Reich hörte auf zu existieren (am Tag der Niederschrift des Briefes legte Franz II. die Kaiserkrone nieder). Ihre Skepsis angesichts dieser Umbrüche kleidet La Roche in die Metapher des damals viel diskutierten Vulkanismus und erwähnt in diesem Zusammenhang den Geologen Jean André de Luc und ihren Freund Karl Victor von Bonstetten. Wie damals durchaus üblich, wurden der Gräfin einige Briefe Wielands zur Lektüre beigelegt, von denen einer (vom 28.5.1806) Sophie von La Roche empfindlich verletzt haben muss, aber nicht erhalten ist. Er betraf *Melusinens Sommerabende*, das von Wieland

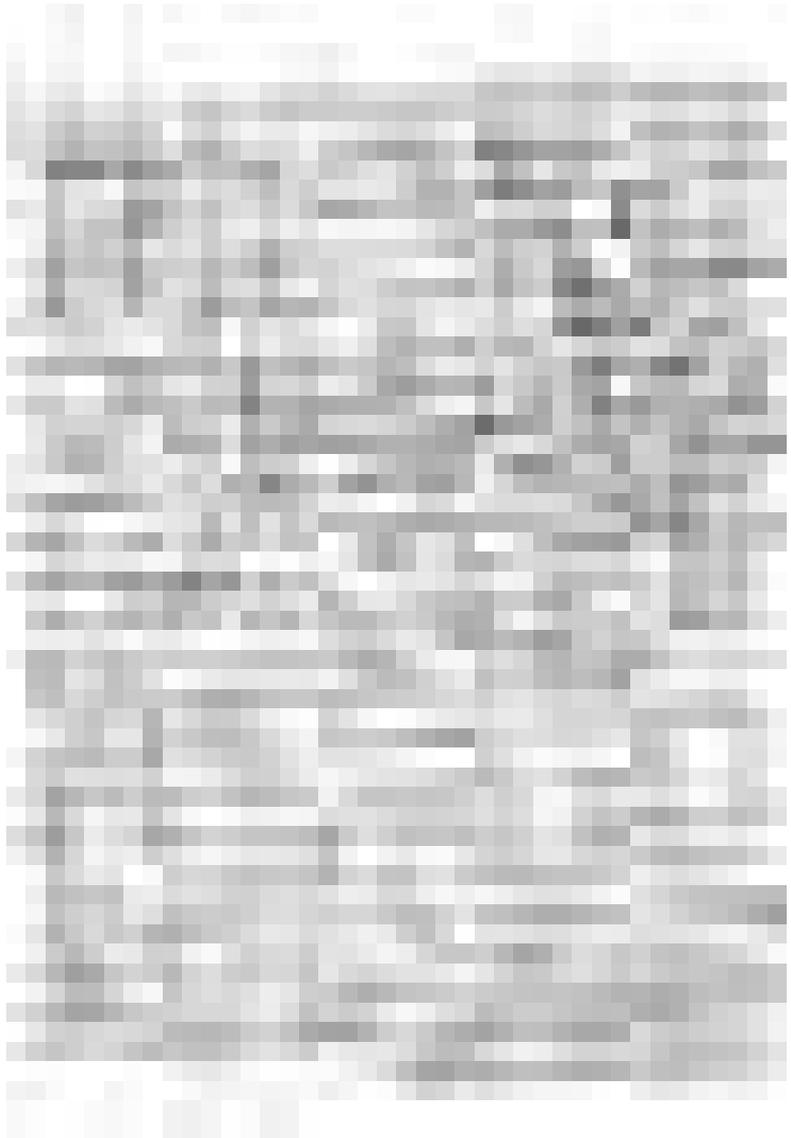
herausgegebene letzte Werk der Autorin (Halle 1806). Ihrer Antwort zufolge war sein Tadel „der Vernachlässigung der Schreibgesetze, wirklich so voll stachlen [...] die mir selbst alles zerstörten was in so viel weh mich stürzte“ (an Christoph Martin Wieland, 23. 7. 1806, in: Wielands Briefwechsel. Hg. v. Siegfried Scheibe. Bd. 17.1, Berlin: Akademie-Verlag 2001, Nr. 8, S. 99 f.). Für Urteile wie „lieu commun“ (Gemeinplatz) wollte sie sich humorvoll mit Zitaten aus Briefen der Schweizerin Julie Bondeli und einer gemalten Mimose revanchieren. John Osborn war ein englischer Reisender, der sich im Herbst 1803 mit Madame de Staël in Frankfurt und später in Weimar aufhielt. Erwähnt wird auch der im vorangegangenen Brief (31.7.1806) ausführlich geschilderte Freitod der unglücklich verliebten Karoline von Günderode, die von dem Heidelberger Philosophieprofessor Georg Friedrich Creutzer zurückgewiesen worden war. Sophie von La Roches Enkelin Bettine von Arnim hat ihrem Schicksal später ein eigenes Buch (*Die Günderode*) gewidmet.

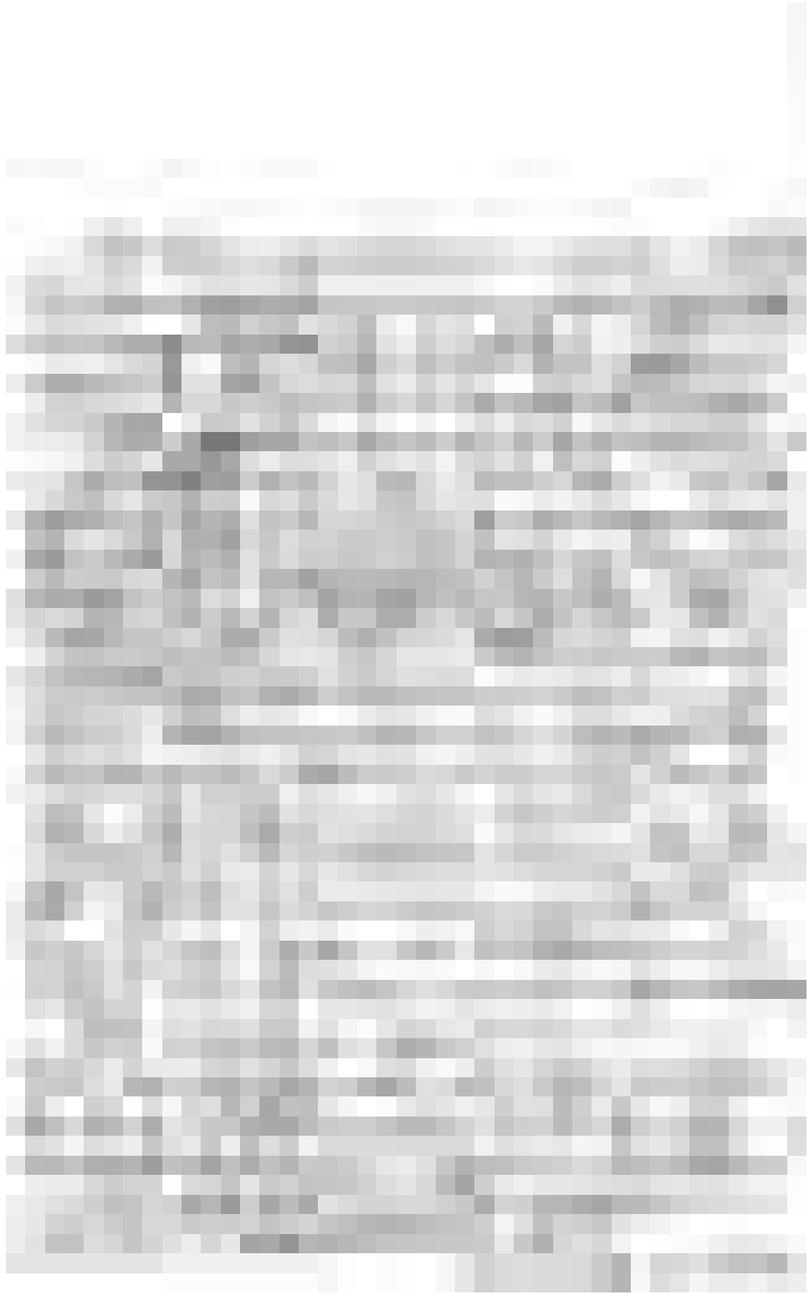


[The main body of the page is heavily blurred and illegible, appearing as a large grey rectangular area.]

Polis 48

70



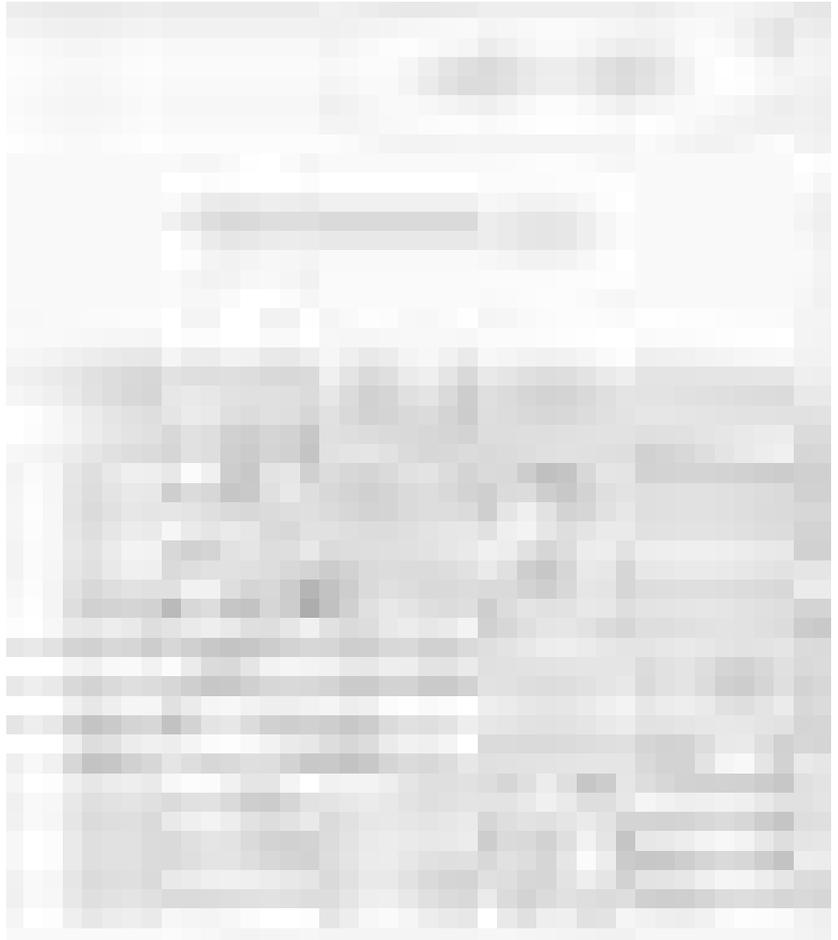


Maastäbe meines Glücks in Verbindung
 Mit ihm zeigen -- mich dünkt es eine
 kleine Zerstreung, daß über Deutschland
 ausgebrochenem innrem Weh zu seyn.
 Von Nro 3 hatt jede seitte, mich geschmerzt nicht
 wegen dem Tadel, der gerecht war, aber das rafine
 -ment, mir in allem geliebten weh zu thun, Mimosa
 den, mir, und ihm geweßnen Wohlthäter
 von Groschlag -- und der außdruck lieu commun
 von einer aus dem ganzen Zusammenhang
 gerißnen moralischen Betrachtung, NB an
 ein junges Frauenzimmer von 19 Jahren --
 ich darf bitten daß alles, nur von der
 Edelsten Frau geleßnen werde --
 Eine kleine rache bekenne -- ich habe aus
 züge aus Briefen, von Julie Bondely, an
 ihn geschickt -- und laße in Paris, eine Mimosa
 Pflanze malen -- welche er auch
 bekommt -- O warum hat nicht Osborn, der
 gute Beobachter -- Herder -- Göthe -- Wieland, und
 Schiller characterisirt, als
 sie alle noch zusammen lebten u webten
 Der Elende Zerstörer, von armer Günderoode Grundsätze
 ist wie gesagt Prof Kreuzer in Heidelberg -- welchem sie
 schrieb: den Tag wo Sie sich von ihrer Frau scheiden
 -- lassen, schreiben Sie mein Todes urteil, denn
 -- ich will dießes nicht über leben -- und sie
 hielt unseeliger weiße wort, denn nachmitag be-
 =kam sie die nachricht -- daß seine Frau, in scheidung
 | willige und als Haushälterinn, bey ihnen beyden
 | bleiben wolle --- tödtete, die arme sich
 | abends halb zehn uhr, als sie noch einen, ein
 | samen spazier gang zu machen vorgab: alles
 ist begierig, was der unseelige Mensch
 thun und sagen mag -- aber die neue HE
 Philosophen, sind bald über so was hinaus.
 Gott erfülle jeden Seegen welchen die
 jungen Herrn Grafen von Röddelheim, aus
 Utppha und Laubach mit sich nehmen werden
 Edle würdigste Fürstinn --
 Man sagt Meerholz wolle das Land verlassen --
 Isenburg, und Darmstadt -- die Schönbornische
 Herrschaft Heusenstamm theilen: Oder Strich!
 mit bley stift durch eine deutsche Landcarte --
 ich bitte um ein Blatt der Lieblings Linde!

für unterthanige La Roche

3. Luise von Möhn an Elise zu Solms-Laubach, Februar 1807

In diesem Brief schilderte Lulu (Luise von Möhn, geb. von La Roche) als Augenzeugin den Tod ihrer Mutter am 18. Februar 1807 für deren langjährige Brieffreundin.





Gnädigste Frau, Frau!

Nichts ist härter für mich als ihre Durchlaucht mit dem grossen Verlust bekant zu machen den ich am 18ten dieses Monats Abends gegen 7 Uhr durch den Tod meiner besten Mutter erlitt. Doppelt Empfindlich ist mir es ihnen Gnädigste Frau! zu schreiben, daß eine Frau die das grosse glück genoß Von Eüer einen so ausgezeichneten Vorzug zu erhalten, dieses auch so tief so innig Empfund nicht mehr ist. Ach! ihr Herz sprach noch auf ihrem Kranken Bett die Worte: Die Edle! Die Vortreffliche! Die gütige! - - Sie war auf ihrem Kranken Bett so wie sie lebte ruhig, sanft, geduldig, ergäben. schmerzen hatte sie in den letzten 8 tage gar keine, gänzliche entkräftung war ihr Tod. Verzeien ihre Durchlaucht das ich in diese Détail eingieng, aber sie liebten ja diese gute Mutter die nun mir entrissen ist. Erlauben Sie daß ich mich mit schuldigstem Respect nenne

Euer Durchlaucht

gehorsamste Dienerin
Von Möhn g. Von La Roche

Bedeutende Stationen im Leben der Sophie von La Roche (1730–1807)

- | | | | |
|------|---|------|---|
| 1730 | Am 6. Dezember wird Sophie Gutermann in Kaufbeuren als erstes von elf Kindern einer Arztfamilie geboren. Sie wächst in Augsburg auf. | | übersiedelt die Familie La Roche nach Stadions Alterssitz Schloss Warthausen bei Biberach. |
| 1749 | Aus konfessionellen Gründen erzwungene Lösung ihres Verlöbnisses mit Gian Ludovico Bianconi, dem Leibarzt des Fürstbischofs von Augsburg. Wegen der Spannungen mit der zweiten Frau ihres Vaters kommt sie in das Haus des entfernt verwandten Stadtpfarrers Wieland nach Biberach. | 1761 | Sophie von La Roche wird Gesellschafterin des pensionierten Grafen Stadion. |
| 1752 | Heimliches Verlöbnis mit dessen Sohn Christoph Martin Wieland. | 1768 | Tod des Grafen Stadion. |
| 1753 | Lösung des Verlöbnisses; 27. Dezember Verheiratung mit dem kurmainzischen Hofrat Georg Michael Frank, genannt La Roche. | 1769 | Übersiedlung der La Roches auf Stadions Schloss Bönningheim bei Heilbronn. |
| 1754 | Umzug nach Mainz. | 1769 | La Roche tritt als Konferenz-Rat in den Dienst des kurfürstlichen Erzbischofs von Trier, wo er in das regierende Dreimännerkollegium aufsteigt. |
| 1756 | Geburt des ersten Kindes. Von ihren acht Kindern sollten nur zwei Töchter (Maximiliane und Luise) und drei Söhne (Fritz, Carl und Franz Wilhelm) die frühe Kindheit überleben. | 1770 | Übersiedlung der Familie nach Koblenz-Ehrenbreitstein (Tal). Im Salon der La Roche verkehren u.a. Heinse, Lavater und der junge Goethe. |
| | | 1771 | Die „Geschichte des Fräuleins von Sternheim“ von Sophie von La Roche erscheint und wird, herausgegeben von Wieland, ein Sensationserfolg. Die zweite Auflage erscheint unter ihrem Namen und macht die Autorin berühmt. |
| | | 1774 | Maximiliane von La Roche wird mit dem Frank- |

	furter Großkaufmann Peter Anton Brentano verheiratet. Aus dieser Ehe gehen u.a. Clemens und Catarina Elisabeth, genannt Bettina, spätere Bettina von Arnim, hervor.	1788	Ihr 68-jähriger Ehemann erliegt einem Schlaganfall.
		1789	Trennung der Tochter Luise von ihrem Ehemann, Rückkehr ins Elternhaus.
1776	Der von der Familie geführte Adelstitel wird bestätigt.	1792	Tod ihres Sohnes Franz mit 24 Jahren.
1780	La Roche, inzwischen kurtrierischer Kanzler, wird wegen seiner freigeistigen Haltung gestürzt. Umzug nach Speyer. Kleiner literarischer Salon; zu den Gästen zählen der junge Schiller und Matthias Claudius.	1793	Maximiliane Brentano stirbt mit 37 Jahren bei der Geburt ihres 13. Kindes.
		1794	Da Trier französisch wird, verliert Sophie ihre Rente. Sie übernimmt die Pflegschaft für drei Enkelinnen, darunter Bettina Brentano, und weitere Kinder.
1783	Sophie von La Roche gibt mit „Pomona für Teutschlands Töchter“ die erste Zeitschrift für Frauen heraus.	1799	Sophie von La Roche reist nach Weimar und besucht Goethe und Schiller; Aufenthalt in Oßmannstedt auf dem Gut des Christoph Martin Wieland mit der Enkelin Sophie Brentano.
1784	Sophie von La Roche besteigt als erste deutsche Frau einen Alpen Gipfel: den Mer de Clac im Montblancgebiet.	1800	Bei einem neuerlichen Besuch bei Wieland erliegt Sophie Brentano mit 24 Jahren einem Nervenleiden und wird im Park von Oßmannstedt bestattet.
1786	Kauf der sog. „Grillen-Hütte“ in der Domstraße mit einem Kredit von Peter Anton Brentano und Übersiedelung der Familie nach Offenbach am Main.	1807	Am 18. Februar stirbt Sophie von La Roche im Alter von 78 Jahren in Offenbach und wird an der Seite ihres Gatten und ihres Sohnes Franz in Bürgel, heute Stadt-
1787/88	Sophie von La Roche publiziert ihre Reiseberichte aus England, Frankreich, den Niederlanden und der Schweiz.		

teil von Offenbach am
Main, beigesetzt.

1928 Der Bürgeler Friedhof
um die katholische Kir-
che wird aufgelassen.
Der originale Grab-
stein wird im Arkaden-
gang des Offenbacher
Schlosses, an der Bür-
geler Kirche eine Kopie
aufgestellt.

Chronologie der bisherigen Veranstaltungsprojekte (Ausstellungen mit Begleitprogramm), die aus der mittlerweile 12-jährigen Kooperation von Volkshochschule Offenbach, Frauenbüro Offenbach, Hessischer Landeszentrale für politische Bildung und Initiative FrauenEnergie in Offenbach präsentiert wurden

1995	Auf den Spuren der Göttin - Bilder einer Reise in die Vergangenheit	2001	Macht und Ohnmacht in der Darstellung des Weiblichen
1996	Frauenrechte sind Menschenrechte - im Alltag und zu jeder Zeit	2002/03	Philosophinnen - Liebhaberinnen der Weisheit
1997	Stadt der Frauen - Stadt im Wandel	2004	Starke Europäerinnen - was bringt Europa den Frauen?
1998	Die Frauen & 1848 - Emanzipationsbestrebungen im Vormärz und Revolution	2005	frauen und naturwissenschaften
1999	Wer stimmt, bestimmt? Elisabeth Selbert und die Frauenpolitik der Nachkriegszeit	2006	ohne Glanz und Glamour - Prostitution und Frauenhandel im Zeitalter der Globalisierung
2000	POLITEIA-Szenarien aus der Deutschen Geschichte nach 1945 aus Frauensicht	2007	frauen & literatur - Schreiberinnen, Leserinnen, Verbreiterinnen

Die Autorinnen und Autoren

Dr. Nikolaus Gatter, freiberuflicher Publizist in Köln, studierte Germanistik und Geschichte, promovierte 1996 mit einer Arbeit über den diaristischen Nachlass von Karl August Varnhagen von Ense, arbeitete als Regieassistent und Producer beim Westdeutschen Rundfunk in Köln und als Lektor eines großen Publikumsverlages. Von 1988 bis 1997 war er wissenschaftlicher Mitarbeiter und Lehrbeauftragter am Germanistischen Seminar der Universität Bonn, seit ihrer Gründung 1997 Vorsitzender der Varnhagen Gesellschaft. Zuletzt erschien von ihm die Übersetzung der Hatschepsut-Biographie von Christiane Desroches Noblecourt (Bergisch Gladbach 2007).

Mechtild M. Jansen, Erziehungswissenschaftlerin, Referatsleiterin für Frauen, Gender Mainstreaming, geschlechtsbezogene Jugendarbeit und Migration bei der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung. Lehraufträge an verschiedenen Universitäten und Fachhochschulen. Zahlreiche Veröffentlichungen und Herausgaben zu den oben genannten Bereichen, unter anderem „Gender Mainstreaming. Herausforderung für den Dialog der Geschlechter“ (Hrsg.: Mechtild M. Jansen u.a., München 2003). Zuletzt erschien die Publikation „Religion und Migration“ (Hrsg.: H. Nagel, Mechtild M. Jansen, Frankfurt 2007).

Dr. Ulrike Prokop, Professorin für Erziehungswissenschaften und

Mitglied des Zentrums für Gender Studies und feministische Zukunftsforschung an der Philipps-Universität Marburg. Forschungsschwerpunkte: Psychoanalytische Kulturtheorie, Geschlechterverhältnisse, Mentalitätsgeschichte und Medienforschung. Zahlreiche Veröffentlichungen zu der Inszenierung sozialer Konflikte in Literatur und Film, u.a. „Die Illusion vom großen Paar. Bd 1: Weibliche Lebensentwürfe im Deutschen Bildungsbürgertum von 1750-1770, Bd 2: Das Tagebuch der Cornelia Goethe“ (Frankfurt 1992), „Doku-Soap, Reality-TV, Affekt-Talkshow, Fantasy-Rollenspiele. Neue Sozialisationsagenturen im Jugendalter. Hrsg. zusammen mit Mechtild M. Jansen (Marburg 2006).

Dr. Pia Schmid, Professorin für Historische Erziehungswissenschaft an der Martin-Luther-Universität Halle-Wittenberg. Forschungsschwerpunkte: Geschichte von Erziehung und Bildung, besonders des 18. Jahrhunderts; historische Geschlechtertheorien und Bilder von Männlichkeit und Weiblichkeit; historische Kindheitsforschung; die Herrnhuter Brüdergemeinde als pädagogische Landschaft. Publikationen waren u.a.: Zeit des Lesens. Zeit des Fühlens. Anfänge des deutschen Bildungsbürgertums. Berlin 1985 und Kinderkultur als Forschungskonstrukt. Ein Ereignis aus dem Jahr 1727. In: Zeitschrift für Pädagogik. 52. Jg. 2006, Heft 1, S. 127-148.

Herausgeberin:

**Mechtild M. Jansen, Hessische Landeszentrale für politische Bildung,
Wiesbaden.**

**POLIS ist eine Publikationsreihe der Hessischen Landeszentrale
für politische Bildung (HLZ).**

Redaktion: Mechtild M. Jansen, Verana Stange

Gestaltung/Satz: G·S Grafik & Satz, Wiesbaden

Druck: Dinges & Frick, Wiesbaden

Auflage: 2000

© Wiesbaden 2007

ISBN 978-3-927127-77-7

**Schriftliche Bestellungen an die HLZ: Taunusstraße 4–6, 65183 Wiesbaden,
Telefon (0611) 32-4051, Fax (0611) 32-4055, E-Mail: hlz@hlz.hessen.de**

Von der Reihe POLIS sind erhältlich:

Nr. 27 Mechtild M. Jansen (Hrsg.)
Hessen engagiert. Freiwilliges soziales Engagement in Hessen

Nr. 31 Wolfgang Benz
Gedenkstätten und Erinnerungsarbeit. Ein wichtiger Teil
unserer politischen Kultur

Nr. 36 Angelika Ehrhardt, Mechtild M. Jansen
Gender Mainstreaming. Grundlagen - Prinzipien - Instrumente

Nr. 39 Bernd Heidenreich, Sönke Neitzel (Hrsg.)
Der Bombenkrieg und seine Opfer

Nr. 41 Mechtild M. Jansen, Mechthild Veil (Hrsg.)
Familienpolitiken und Alltagspraxis

Nr. 42 Bernd Heidenreich, Sönke Neitzel (Hrsg.)
**Der militärische Widerstand gegen Hitler - der Beitrag Hessens zum
20. Juli 1944**

Nr. 43 Walter Mühlhausen
Demokratischer Neubeginn in Hessen 1945-1949
Lehren aus der Vergangenheit für die Gestaltung der Zukunft

Nr. 44 Mechtild M. Jansen, Angelika Röming (Hrsg.)
K(I)eine Helden? Förderung von Jungen in Schule und außerschulischer
Pädagogik

Nr. 45 Evelyn Brockhoff, Bernd Heidenreich, Sönke Neitzel (Hrsg.)
1945: Kriegsende und Neuanfang

Nr. 46 Renate Knigge-Tesche (Hrsg.)
Politischer Widerstand gegen die NS-Diktatur in Hessen. Eine Auswahl

Nr. 47 Mechtild M. Jansen u.a. (Hrsg.)
Denken ohne Geländer - Hannah Arendt zum 100. Geburtstag

Vergriffene Ausgaben (Nr. 1-15, 17-20, 22-26, 28-30, 32-35, 37, 38, 40)
können Sie über das Internet (www.hlz.hessen.de) herunterladen.